Staatl. Bibliothek
Regensburg

~~II. 132~~
251

Die Morgenstunden eines Vaters mit seinen Kindern.

Eine Einleitung zum Unterricht in der

Religion

für die häusliche Erziehung.

Von
Wilhelm W..,
Privaterzieher in der Reichsgräfl. von S.. Familie.

Erstes Bändchen.

Glogau,
im Verlag der Neuen Günterschen Buchhandlung.
1800.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Dem Edlen

Dem Menschenfreunde

Dem besten Vater seiner Kinder

der

mit seinem großen Herzen die ganze Menschheit
beglücken möchte,

dem

Herrn Reichsgrafen von S..

überreicht

nicht ohne Furchtsamkeit diesen geringen Versuch zur
Beförderung des menschlichen Wohls

der Verfasser.

Vorerinnerung.

Ich dachte mir einige häusliche Erziehungen, wo diejenige Sorgfalt auf die ganze Bildung des Kindes angewandt werden könnte, die man von guten Menschen erwarten darf. Ich sah diese mit vollem Vertrauen auf die unausbleibliche Wirkung ihres überdachten Ganges handeln, nicht eilen, sondern mit der Natur, die vernünftig beurtheilt seyn will, glei-

gleichen Schritt halten. Ich freuete mich ihrer so ruhigen Sicherheit, die sonst so oft durch manche selbstgemachte Aengstlichkeit geführt wird; ich suchte mich ihnen zu nähern, um von ihnen zu lernen, was man so gern lernt: Weisheit im Handeln. Bald wurde ich vertraüter mit ihnen, Thätigkeit wär mein Bestreben, ich bemühte mich nach meinen Kräften zu wirken. Das allgemeine Wohlwollen, dessen ich genoß, flößte mir mehr als Dankgefühle ein — ich wollte auch dankbar seyn, und prüfte mich, wie ich diese Gesinnungen auf das wirksamste an den Tag legte. Ich verdoppelte meinen Eifer, und meine Arbeiten schienen nicht ohne sichtbare Wirksamkeit zu seyn. Der Beyfall lohnte mich reichlich und mein Zutrauen zu mir wuchs mit der Zeit. Mit einiger Schüchternheit wagte ich den Entwurf zu einer sittlichen Erziehung des Menschen, insofern diese durch den Unterricht befördert werden kann, zu überreichen.

reichen. Dieser enthielt Verstandesübungen, zunächst in moralischer Beziehung auf den Menschen, dessen Bestimmung hier auf dieser Erde, seinen Standpunkt in Rücksicht der übrigen Mitgeschöpfe, und schloß mit Gott, dem größten Resultate des menschlichen Denkens.

Wo der wahre gute Geist in einer Familie wohnt, wo Gott gleichsam sichtbar zu werden scheint, wo einer für alle, und alle für einen leben und handeln, wo das Gute aus den reinsten Quellen fließt: da wird ohne Belehrung das junge Menschenherz gebiedet; ein reines Auge und ein gesundes Ohr, die Eingänge zur Seele, bringen dann größere Wunder hervor, als jeglicher Unterricht über Wahrheit und Tugend. Hier schreitet man denn auch langsam zu der Enthüllung wichtiger Religionslehren, erwartet mit Geduld die Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte auszu-

üben und zu fordern beginnt, und giebt dieser Gott, gleichsam als Auflösung des Räthsels über die Seele, deren moralische Freiheit und Willen. Bis zu dieser großen Epoche ist alles nur Einleitung zu dem künftigen Leben, Sammlung von Materialien, deren Bearbeitung die Vernunft übernimmt. Eine solche Einleitung oder Materialiensammlung als Gegenstand des Unterrichts in einer guten häuslichen Erziehung, zu einem würdigen Begriff von Gott zu liefern, war allein meine Absicht, und ich war besorgter um die Form als um den Stoff. Ich bediente mich bald der sokratischen und katechetischen, bald der akromatischen Lehrart, je nachdem die Materie die Vorschriften zu geben schien. Beyde Lehrarten mit einander verbunden, haben das Gute, daß sie das Interesse des Unterrichts haben, die Aufmerksamkeit reizen, der Sokratik oft das Trockene nehmen und der Akroamatik ihre Grenzen setzen. Ich hatte bey mei-

meinem Unterricht mich der vortrefflichen „Fragen an Kinder von der ascetischen Gesellschaft in Zürich" bedient, und diese nach den besondern Geistesforderungen meiner Zöglinge theils mit mehreren Fragen, theils auch mit zweckmäßigen Erzählungen commentirt, und war Willens, diese Arbeit als einen kleinen Beytrag zu einer noch vollständigern Einleitung in die Religion, von deren Nutzen ich mich überzeugte, zu liefern. Sollte gegenwärtiges Bändchen eine günstige Aufnahme finden, so werde ich als Fortsetzung jene Arbeit benutzen, in sofern ich auch besondere Rücksicht, bey Entwerfung dieser Materien, darauf genommen habe.

Noch füge ich hinzu, daß ich voraussetzte, in jeder vernünftigen häuslichen Erziehung einen Globus anzutreffen, durch den zugleich bey den Unterhaltungen das Kind eine Kenntniß von der Erde und deren Bewohnern erlangen

gen sollte. Dann auch wünschte ich, daß man bemüht wäre, bey Vorlegung einzelner Fragen, nicht mit der einfachsten Antwort, wenn sie auch richtig ist, zufrieden zu seyn, sondern darauf zu halten, daß in jeder Antwort die ganze Frage wörtlich wieder zu finden sey. Bey allen läßt sich dies nicht genau ausführen, aber doch bey den meisten. Die Achtsamkeit und das Gedächtniß haben gleichen Vortheil von diesem Verfahren.

Im Jenner 1799.

Ein-

Einleitung.

Erste Unterhaltung.

Bekanntschaft mit der Familie.

In dem großen Riesengebirge in Schlesien lebte vor einiger Zeit ein Mann, der zwar keinen großen Reichthum besaß, aber doch soviel hatte, daß er ohne Sorgen mit seiner Frau und seinen Kindern leben konnte. Sein Haus, worin er wohnte und welches sein Eigenthum war, gehörte zwar nicht zu den großen Schlössern, deren man wohl viele in jenen Gegenden sieht, wenn man sie bereiset; ja man hätte es eher ein Häuschen genannt: aber Reinlichkeit und Ordnung machten es zu einem angenehmen Wohnsitz für diese gute Familie. Einige Ackerfelder und ein großer Garten lieferten hinlängliche Nahrung, und wenn der gute Vater in diesem Garten mit seinen Kindern selbst etwas

etwas säen, pflanzen, oder bearbeiten konnte: so war er bey diesen einfachen Beschäftigungen so glücklich, als es nur ein Mensch seyn kann. Diese Zeit der Gartenarbeit war auch den Kindern die liebste; sie dauerte von dem Anfang des Frühjahrs bis Ende Herbst und wurde täglich getrieben. Die Kinder hüpften auch allemal vor Freude, wenn der Vater ihnen ankündigte, daß es in den Garten gehen sollte; jeder nahm dann seine eigenen Gartengeräthschaften, Rechen und Grabeisen und bearbeitete entweder sein eigenes Gärtchen, oder half dem Vater bey seiner Arbeit. Er besaß die große Kunst, beständig zufrieden zu seyn; man sah selten auf seinem Gesicht eine unfreundliche Miene; denn er war ein verständiger Mann, und er wußte die Menschen, die unrecht handelten, so gut zu belehren und von ihrem Unrecht zu überzeugen, daß sie ihn alle dafür liebten. Traf ihn ja ein etwas hartes Unglück, z. B. wenn Schloßen seine Felder verheerten und zu Grunde richteten, so dachte er: das Unglück ist ja einmal da, wir können es nicht abwenden, es ist nothwendig, daß wir auf Mittel denken, wie wir diesen Schaden wieder gut machen. Und so gelang es ihm durch seinen unermüdeten Fleiß, daß man diesen Mangel bald nicht mehr bemerkte. So wie er nun gewöhnt und erzogen war, in allen möglichen Fällen des Lebens sich zu finden und zu helfen, so wünschte er auch, daß seine

Kinder dies frühzeitig lernten, nachsichtig und wohlwollend gegen einander würcen, daß sie sich gewöhnten, zu entbehren und zufrieden mit dem zu seyn, was sie nur haben konnten. Und wie hätten sie dies nicht lernen sollen, da sie ein so schönes Beyspiel an ihren Eltern vor sich hatten? Das Einzige, was diesem guten Manne bisweilen die Stirn in Falten zog, war, wenn er klagen hörte. Klagen müssen gar nicht seyn, sagte er oft; denn wer klagt, der zeigt, daß er sich nicht zu helfen weiß, und ist deswegen schwach. Seine Kinder mußten immer heiter, froh und munter seyn, und wenn dem einen auch ein Uebel begegnete, daß es etwa heftig fiel oder etwas zerbrach, worüber es sich betrübte: so sah er es höchst ungern, wenn es weinte, sondern er belehrte es, ein andermal vorsichtiger zu seyn, und bat es väterlich, wenn es auch wieder denselben Unfall erlitte, ja nicht zu weinen oder in heftige Klagen auszubrechen. So lernten die Kinder frühzeitig sich bezwingen, um die Liebe ihres guten Vaters zu verdienen; man hörte keine Klagen, kein Weinen, jeder suchte froh und freundlich zu seyn in diesem Hause und wenn ein Fremder die Familie besuchte, so erstaunte er über die Ruhe und Heiterkeit, die er hier allenthalben antraf. Die Mutter dieser Kinder war von einer außerordentlichen Sanftmuth; stille gieng sie einher,

und redete wenig, aber was sie sprach, war überdacht. Sie liebte ihre Kinder herzlich, übersah aber auch durchaus keinen Fehler, und ein einziger Blick von ihr war den Kindern Befehl. Diese waren an Jahren nicht sehr verschieden, sondern es folgte eins auf das andere. Das älteste war ein Mädchen von 9 Jahren und hieß Bertha. Sie war sehr lebhaft und munter und zeichnete sich durch Gefälligkeit aus, wodurch sie ihren übrigen Geschwistern ein gutes Beyspiel gab. Dabey besaß sie eine große Gewalt über sich. Schon seit langer Zeit hörte man sie nicht, wie sonst wohl Kinder ihres Alters zu thun pflegen, über geringe Uebel klagen; sie ertrug diese mit Gelassenheit, wußte sich bald zu helfen und bey größern Uebeln, etwa bey Schmerzen, gieng sie, soviel als möglich allein, und duldete in der Stille, um nur ihren Geschwistern ja kein übles Beyspiel zu geben. Ihrer Mutter diente sie schon als eine treue Gehülfin in der Wirthschaft, denn dazu war sie von ihr gleich frühzeitig angeführt worden. Das zweyte Kind war Wilhelm, ein Knabe von 8 Jahren. Er gab seiner Schwester an Munterkeit nichts nach, und es war ein beständiger Wetteifer zwischen diesen beyden Geschwistern, wer es dem andern an Gefälligkeit zuvorthun konnte, wer dem Vater oder der Mutter die größte unerwartete Freude machte, wer am standhaftesten zu ertragen, am gleichgültigsten zu entbehren im Stande war.

Das dritte Kind, welches auf Wilhelm folgte, war ein Mädchen von 7 Jahren, Friederike genannt. Sie hatte auch sehr viel Gutes; sie war dienstfertig und hatte besonders eine Neigung, alles, was sie sah, zu versuchen und nachzumachen. Keine Arbeit schien ihr zu schwer und sie hatte es in der Geschicklichkeit des Strickens so weit gebracht, daß sie ihren Vater schon einigemal mit einem Paar Strümpfe überrascht hatte, die ganz für ihn brauchbar waren. Sie ruhte nicht eher, wenn sie einmal eine Arbeit anfieng, bis sie dieselbe in der möglichst kürzesten Zeit vollendet hatte, und diese große Liebe zur Thätigkeit machte sie bey ihren Eltern sehr beliebt. Aber sie hatte bey diesem Guten zuweilen etwas, wodurch sie sich nicht empfahl, und was mit der Zeit leicht zu einem größeren Fehler geworden wäre, das heißt, wie man es zu nennen pflegt, ihr eigenes Köpfchen, wollte immer Recht behalten und bestand nicht selten auf ihre Meinung, wenn sie auch ihr Unrecht schon einzusehen schien. Doch waren es höchstens kleine Streitigkeiten, in die sie ihre Geschwister verwickelte; Zänkereyen sah man niemals entstehen. Otto, der jüngste, ein Knabe von 6 Jahren, war, wie man sagt, die Gutherzigkeit selbst. Seine Geschwister konnten mit ihm machen, was sie wollten, und er würde, wenn er unter bösen, ungesitteten Kindern viel gewesen wäre, gewiß auch bald so geworden seyn: so

so aber sah und hörte er um sich herum nichts als Gutes, und blieb deshalb auch ein vortreffliches Kind. Er konnte durchaus nicht leiden, daß jemandem Unrecht geschah, er bat und flehte für den, von dem er glaubte, daß er unschuldig litte. Etwas hatte auch er an sich, was der Vater zuweilen tadelte; er war außerordentlich neugierig, und zu allem, was selbst Erwachsene sprachen, gab er sein Wörtchen, fragte nach der Ursache ihres Gesprächs, und konnte keinen bedeckten Korb stehen sehen, ohne wenigstens durch eine kleine Oeffnung hineingeblickt zu haben. Dadurch ward er seinen Geschwistern oft lächerlich, und sie machten sich bisweilen den Spaß, allerley sonderbare Sachen in einen Korb hineinzulegen, worüber er nachher selbst lachen mußte. Der Vater hatte indessen immer eine große Freude, wenn er seine Kinder mit einander umgehen sah. Waren sie zuweilen nicht einig, so wußten sie sich am Ende doch so gut zu vereinen, daß sie weder Vater noch Mutter zur Entscheidung bedurften.

Zweyte Unterhaltung.

Der Familienvater, Herr Waldheim, erzählt seinen Kindern vom Sokrates.

Eines Tages kam ein Mann zu dem Herrn Waldheim, so hieß der Vater dieser guten Familie; und bat ihn, da er ein so guter Erzieher seiner Kinder wäre, wofür man ihn in der ganzen umliegenden Gegend hielt, sie gehorsam und doch zugleich so gefällig gegen einander mache, er möchte ihm einen Rath geben, wie er seine Kinder eben so gut und so gehorsam erziehen könnte. „Ich thue alles, „was ich nur zu thun weiß, sagte dieser Mann, „gebe meinen Kindern was sie wünschen und verlangen, und kann es doch nicht dahin bringen, daß „sie freundlich und liebreich mit einander umgiengen, und mir sogleich gehorchten, wozu ich sie „doch so oft ermahne.“ Herr W. that viele Fragen an diesen Mann, die dem anfangs aufzufallen schienen, weil er gar nicht einsehen konnte, wie sie dazu gehörten, wodurch indessen H. W. ihn zu belehren suchte, daß er besser thäte, wenn er nicht alle Wünsche seiner Kinder befriedige, indem sie sonst nie zufrieden seyn würden, sondern immer

etwas Neues begehrten, sich einander beneideten und nie die so nothwendige Entbehrung lernten. Es hielt schwer, ehe dieser Mann sich von allem diesen überzeugen konnte, denn er hatte immer geglaubt ein sehr guter Vater seiner Kinder zu seyn, und zwar deshalb, weil er ihnen alles bewilligte und nicht das Geringste abschlagen oder versagen konnte. Er hatte aber ein so großes Vertrauen zu den Einsichten des H. W., daß er dessen wohlgemeinte Lehren willig annahm, und zuletzt sehr zufrieden fortgieng, mit der Versicherung, daß er die guten Vorschriften, die er ihm gegeben, gewiß befolgen würde. Die Kinder waren Zeugen dieses Gespráchs gewesen, wunderten sich über die vielen Fragen, die ihr Vater an den Mann that, und am Abend, als die ganze Familie unter einem Baume vor dem Hause saß, war der kleine Otto der erste, der den Vater fragte: „lieber Vater, warum fragst du denn die Menschen soviel, „die zu dir kommen, um sich einen Rath von dir „zu erbitten?“ Die Kinder hatten alle einstimmig diese Frage an den Vater thun wollen, setzten sich deshalb in einem kleinen Kreise näher zusammen, und waren sehr aufmerksam auf die Beantwortung dieser Frage. „Um euch, meine „lieben Kinder, diese Frage recht ausführlich „zu beantworten, muß ich euch von einem merk„würdigen Manne etwas erzählen, wenn ich „glauben dürfte, daß ihr aufmerksam genug dazu

„seyn

„seyn würdet.“ Die Kinder versprachen es alle und der Vater fieng also an. Es sind schon über zweytausend Jahre, da lebte dieser weise Mann in einem Lande, wo schon viele große Männer die Menschen belehrt hatten, aber keiner so glücklich darin gewesen war. Er hieß — ja Kinder, wenn ihr mir den Namen dieses Mannes vergeßt, ich erzähle euch von keinem berühmten Manne sobald etwas wieder! — nein! nein! riefen alle zugleich, wir werden gewiß den Namen behalten, lieber Vater! — also, er hieß — Sokrates. O! das ist der Mann, rief Otto, der oben auf deinem Schreibtische im Brustbilde stehet, nicht wahr, Vater? Wer hat dir das gesagt? Ich habe mich schon längst darnach erkundigt, und ich weiß auch das Land zu nennen, wo er lebte. Nun? — Griechenland! Ganz richtig! aber weißt du auch die Stadt? Nein, Vater! Sie war damals eine der berühmtesten und herrlichsten Städte und hieß Athen. Athen! Athen! rief Otto, ich werde sie gewiß nicht vergessen, du kannst mich fragen, wenn du willst. Verzeih, lieber Vater, daß ich dich noch einmal unterbreche; fiel Wilhelm ein: du hast uns von den Griechen wohl hin und wieder schon etwas erzählt, daß es das tapferste und wichtigste Volk einst gewesen wäre, und viele gute Lehrer gehabt hätte, aber von den Lehrern selbst und ihren Lehren hast du uns noch nichts sagen wollen. Du hast

 Recht,

Recht, mein Wilh., antwortete der Vater, ich habe dies absichtlich gethan und davon geschwiegen, weil ihr von dem, was jene weise Männer redeten, doch wenig verstehen würdet. Auch jetzt kann ich euch nur von der Art und Weise, wie Sokrates lebte und lehrte erzählen, von seiner Lehre selbst werd' ich, wenn ihr verständiger werdet, dann und wann euch etwas vortragen. Zu der Zeit des Sokrates dachten und handelten die Menschen in Griechenland häufig sehr schlecht. Nennt mir jeder eine schlechte Handlung! — Gut! Er liebte die Wahrheit und das Gute so sehr, daß er nicht allein beständig die Wahrheit redete, und soviel Gutes verrichtete als ihm möglich war, sondern er wünschte auch, daß alle seine Mitmenschen wahr reden und gut handeln möchten. Andere Lehrer, die zu seiner Zeit auch in Griechenland lebten, ließen sich ihre Bemühungen sehr gut bezahlen, und wurden oft dadurch reich. Damit aber die Menschen nicht glauben möchten, daß er des Gewinnstes wegen sie belehre, so wählte er freywillich die Armuth, und behielt mit seiner Frau und seinem ganzen Hauswesen kaum soviel, daß er nothdürftig leben konnte. Mehrere gute Menschen, denen seine Lehren gefielen und die er dadurch zu seinen Freunden sich gemacht hatte, waren bereit ihm große Geschenke zu machen: aber er schlug alles aus, und blieb lieber bey seiner Armuth, als daß er sich hätte etwas

was Uebles nachreden lassen. Durch seine außerordentliche Standhaftigkeit, mit der er stets die Wahrheit behauptete, kam er mehrmals in Gefahr, sein Leben zu verlieren; ja er zog selbst zur Vertheidigung des Landes mit in den Krieg, und war in einer Schlacht einmal so tapfer, daß man ihn den Preis der Tapferkeit zuerkannte, das heißt, daß man ihn für den Tapfersten unter allen Kriegern hielt, und ihn dafür auszeichnend belohnen wollte, wie es die damalige Sitte mit sich brachte. Er war aber so bescheiden, diesen Preis nicht anzunehmen, ob er ihn gleich zukam, sondern überließ ihn einem jungen fähigen und muthvollen Manne, mit Namen Alcibiades, den er sehr liebte, damit dieser durch die große Ehre recht aufgemuntert und noch tapferer werden möchte, als er auch in der That schon war. Wie gefällt euch dieser Mann, Kinder? O! vortreflich, riefen alle, erzähle doch noch etwas von ihm, lieber Vater! Er ließ nun nicht etwa die Menschen zu sich kommen und belehrte sie in seinem Hause, wie andere; sondern er machte es ihnen sehr leicht, gieng auf die öffentlichen Spaziergänge, wo gewöhnlich viele Menschen versammelt waren, und wo er sie auch am besten kennen lernen konnte, weil sie ganz frey und ohne Furcht hier reden zu können glaubten. Er ließ sich unvermerkt mit einigen in ein Gespräch ein, suchte durch ganz leichte Fragen — dies war seine Art zu unter-

 rich-

richten — ihre Gedanken und Meynungen zu erfahren, und führte sie so allmählig auf bessere Gesinnungen zurück. War er auf der Straße und sah in einem Kaufmannshause oder bey einem Künstler mehrere Menschen beysammen, so machte er sich irgend ein Geschäft, um Gelegenheit zu haben mit ihnen zu sprechen, gieng in ein solches Haus hinein, verwickelte sie in ein Gespräch und that gar nicht als wenn er die Absicht hätte sie zu belehren. Besonders aber suchte er jungen Leuten sich beliebt zu machen, weil er von diesen am meisten hoffen konnte, daß sie gut wären, wenn keine böse Gesellschaften sie etwa verdorben hatten. Nachdem der Vater ein jedes von den Kindern gefragt, was es aus dieser kleinen Erzählung behalten hätte, ihnen manches was noch unverständlich war, erklärte, so fügte er hinzu: Ich freue mich über eure große Aufmerksamkeit, meine lieben Kinder, und ich würde euch gern vom Sokrates etwas mehr erzählen: aber der Abend ist kühl, eure Schlafzeit da, also werde ich morgen euch weiter unterhalten. Die Kinder dankten dem Vater für die Unterhaltung und giengen zur Ruhe, so gern sie auch noch etwas gehört hätten.

Dritte

Dritte Unterhaltung.

Fortsetzung des Vorigen.

Kaum war die Zeit herangekommen, wo der Vater gewöhnlich seine Kinder mit einer Erzählung erfreute, und sie, wenn das Wetter es nur irgends erlaubte, unter der schönen, großen Linde vor dem Hause hielt: so versammelten sich die heitern Zuhörer an diesem Orte und erwarteten sehnsuchtsvoll ihren Erzähler. Der Vater kam, alle rückten freudig ihm nahe und er setzte seine gestrige Unterhaltung also fort. Da Sokrates sah, daß er durch seine Lehren viel Nutzen schaffte, den Geizigen zur Mildthätigkeit bewegte, den Verschwender zur Sparsamkeit brachte, den Neidischen sanfter und liebevoller machte, den Unglücklichen tröstete und ihm zeigte, daß wenn er gut gesinnt sey und gut handele, er eigentlich nie unglücklich werden könne: so ward er über das Glück was er durch seine Lehren verbreitete, sehr erfreut, und es war sein einziger und liebster Gedanke, die Neigungen und Handlungen der Menschen von Grund aus kennen zu lernen. Er arbeitete daher Tag und

Nacht, sich selbst noch vollkommener zu machen, und seine Lehrart so einzurichten, daß er den größten Nutzen bald davon sehen konnte. Er überdachte, daß es die Menschen nicht gern hätten, wenn man ihnen geradezu sagte, sie handelten Unrecht; deshalb bediente er sich hauptsächlich der Fragen, um sie am Ende durch ihre eigene Antworten zu überführen, und dies gelang ihm glücklich. Diejenigen, denen er nun soviel Gutes that; wollten ihm den Namen des Weisesten unter dem Volke beylegen, aber Sokrates nahm diese Ehre nicht an und sagte: wenn er ja einen Unterschied zwischen sich und andern Völkern finden könnte, so wäre es der, daß andere Menschen von sich glaubten, sie wüßten viel, er aber von sich glaube, daß er nichts wisse. Aber, meine Kinder, wie konnte der Mann von sich sagen, er wisse nichts, da er doch deutlich sah, wie viel er durch seinen Verstand und durch seine Klugheit andern nutzte? Wer weiß mir von euch darauf eine Antwort zu geben, wie er dieses wohl könne verstanden haben? Bertha, Wilhelm! keine Antwort? Alle schwiegen. Von euch beyden, Friederike und Otto darf ichs noch nicht erwarten, ich will euch deshalb eine Erklärung darüber geben. Ehe ihr zeichnen lerntet, sahet ihr eine schöne Zeichnung, die ich euch zeigte, ganz gleichgültig und nur so überhin an; sie gefiel euch, wenn sie bunt war, oder etwas an sich

hatte, was euch besonders reizte, z. B. etwas Lächerliches, oder Leute die mit einander kämpften, Kinder die mit einander tanzten und dergleichen mehr. Das eigentliche Schöne, was daran betrachtet werden konnte, verstandet ihr nicht zu beurtheilen. Jezt, da ihr nun schon eine Zeitlang gezeichnet habt, und euch innig freut, wenn euch ein Kopf oder ein Baum gerathen ist, und wißt, wie viel Mühe es euch anfangs kostete, ehe ihr nur reine, schöne gerade Linien machen lerntet: jetzt betrachtet ihr eine solche Zeichnung mit einem ganz andern Auge; ihr freuet euch über die Schönheit der Linien, über den kühnen Schwung derselben, über das Ebenmaaß, über die vortrefliche Schattirung, und was davon mehr noch zu loben ist. Nun denkt euch, Kinder, die Zeit, die noch darauf hingehen kann, ehe ihr ein solches Gemälde, wie in meiner Stube hängt, die eine Gebirgsgegend vorstellt, werdet verfertigen können, wenn ihr auch noch so fleißig seyd. Nicht wahr? Aber du siehst ja so betrübt aus. Bertha, was fehlt dir? Ach! ich wünschte, lieber Vater, es brauchte nicht soviel Zeit, ich möchte so gern sehr bald gut zeichnen und mahlen können! Der Wunsch ist lobenswerth, sagte der Vater, aber man schreitet nur immer allmählich in seinen Kenntnissen und Geschicklichkeiten fort, und ich zweifle nicht, daß du bey deinem anhaltenden Fleiße es bald sehr weit bringen wirst. Aber wenn

ich euch einmal in eine große Sammlung von Gemälden führen könnte, wie ich sie in Berlin und Dresden gesehen habe, und euch dabey sagte, daß manches Stück davon mehrere tausend Thaler kostete, was würdet ihr davon denken? Ein einziges Gemälde tausend Thaler! rief Otto, ei! das ist wohl beynahe nicht möglich! Nun, du mußt es schon glauben, Otto; aber was meint ihr wohl wieviel Zeit und Fleiß der Mahler nöthig hatte, ehe er es in seiner Kunst so weit brachte, ein so schönes Gemälde zu verfertigen? O! ich mag gar nicht daran denken, sagte Wilhelm, da kann er ja in seinem Leben weiter nichts gethan haben als gemahlt und gezeichnet? Seht ihr, meine Kinder, fuhr der Vater fort; darauf wollte ich euch einigermaßen aufmerksam machen, wie viel Mühe der Mensch schon anwenden muß, wenn er nur in einer Sache etwas vollkommen werden will, und nun will ich einem jeden von euch es überlassen, weiter zu denken, wie viele andere Dinge es giebt, die wir alle gern wissen möchten! Die Kinder wurden nachdenkend. Und wenn nun Sokrates fand, daß Ein Mensch unmöglich viel wissen könne, und an andern tadelte, daß sie von sich glaubten; sie wüßten schon sehr viel, ist euch nun dieser sein Ausspruch verständlicher? O ja, lieber Vater, sagte Wilhelm, ich glaube, daß wir es einigermaßen einsehen, daß der Mensch, wenn er auch noch so fleißig ist, nicht stolz auf seine

Kennt=

Kenntnisse seyn darf. Braucht denn aber der Mensch nichts alles zu wissen, fragte der Vater. Alle schwiegen. Es ist wohl nicht gut möglich, fuhr er fort, daß der Mensch in allen Dingen gleich geschickt seyn könne: der gute Schneider, kann nicht Schuster zugleich, der gute Mahler kann nicht Bildhauer und Tischler zugleich seyn, und wenn er ja von jedem etwas versteht, so kann er doch in allen Dingen nicht vollkommen seyn. Nun könnt ihr auch mehrere Künstler und andere Menschen zusammenstellen und sie so mit einander vergleichen. Wenn nur jeder in dem was er einmal angefangen hat vollkommen und tüchtig wird, so hat er alles gethan. Aber, lieber Vater, sagte Bertha, der gute Sokrates muß wohl sehr glücklich gewesen seyn, da er soviel Gutes verrichtete? Allerdings war er immer zufrieden und froh und dieses war seine Glückseligkeit und darin besteht auch die eines jeden guten Menschen. Sonst wüßt ihr, war er sehr arm und hatte dabey viele Feinde. Feinde? riefen die Kinder einstimmig, o! das ist wohl unmöglich! Ja wohl hatte er sie, denn alle Menschen können die Wahrheit nicht vertragen, wenn sie ihnen gesagt wird. Sie wollen nicht, daß sie Unrecht haben und viele beneideten ihn auch wegen der großen Ehre in der er allgemein stand, und diese Feinde, daß ichs euch kurz sage, brachten es dahin, daß er sterben mußte. O weh! o weh! rief ein jedes; auf welche

Art denn? fragte Wilhelm mit traurender Miene. Es stand ihm frey die Art seines Todes sich zu wählen; er ließ sich deshalb Gift in einem Becher geben; trank den ganz gelassen aus und starb bald darauf. Aber wie kam ich darauf, euch von diesem Manne soviel zu erzählen? Allen Kindern standen noch Thränen in den Augen, keins antwortete sogleich. Endlich sagte Wilhelm: du wolltest uns erklären, weshalb du an dem Mann, der bey dir war, und dich um Rath fragte, soviel Fragen gethan hättest. Und kannst du dies vielleicht denken aus dem, was ich erzählt habe, mein Wilhelm? Du hast wahrscheinlich eben so wie Sokrates handeln wollen, lieber Vater? Ja, ich habe mich, sobald ich von diesem Manne zum erstenmale hörte, und ihn lieb gewann, sogleich bemüht ihm ähnlich zu werden und das ist mir auch in etwas gelungen, denn ihr seht daß ich stets zufrieden bin, dies kommt aber daher, weil ich immer die Wahrheit rede und gut zu handeln glaube. O! du guter, lieber Vater, riefen einstimmig die Kinder und umarmten ihn alle nach einander. Eine große Bitte hätte ich an dich, sagte Wilhelm, als er den Vater umarmte; ich glaube auch daß meine Geschwister sie mit mir haben. Und die wäre? daß du uns auch so durch Fragen belehrtest, wie Sokrates einst that, wir werden gewiß sehr aufmerksam seyn. Das ist eine vortrefliche Bitte, lieber Wilhelm, die du dem Vater thust, sagte

Bertha,

Bertha, das ist grade, was ich auch so sehr wünsche. Und ich wünsche es auch sehr, sagte Friederike, und ich auch, rief Otto, wenn du glaubst, daß ich schon verständig genug bin. Wohlan! erwiederte der Vater, ich freue mich herzlich über euren Eifer für das Gute, was ihr lernen wollt; ich schlage euch niemals eine Bitte ab, in sofern sie etwas Gutes enthält, dies wißt ihr, und auch diese werde ich erfüllen. Die Kinder umhüpften freudig den Vater und dankten ihm schon im voraus. Ich werde also morgen schon den Anfang machen, euch einige leichte Fragen zur Beantwortung vorzulegen, und alle Tage damit fortfahren, sobald ich sehe, daß eure Aufmerksamkeit wirklich so ist, wie ihr mir es versprecht. Daran zweifle nicht, rief Bertha, und ihr stimmten alle übrige bey. Herr W. stand jetzt auf, denn es war unvermerkt spät geworden. Die Kinder gingen an der Hand des Vaters in die Wohnung, wünschten ihm wohl zu ruhen und freuten sich auf den kommenden Tag.

Vierte Unterhaltung.

Zweck, warum man unterrichtet zu werden wünschen muß.

Wilhelm erwachte zuerst an diesem Morgen, sprang sogleich von seinem Lager, reinigte sich, bekleidete sich schnell und überraschte seine Geschwister dadurch, indem er sie weckte, daß sie ihn schon angekleidet sahen. Auf! auf! ihr Trägen, rief er, Sokrates läßt euch zu einem Frühstück einladen. Etwas beschämt standen die Schwestern auf, denn sie wetteiferten stets mit den Brüdern wer der erste Angekleidete wäre, und dieser erhielt dann einen besonderen Vorzug. Nachdem die Kinder alle sich über die Gesundheit und das Wohlsein ihrer Eltern an diesem neuen Tage gefreuet, sich ihrer elterlichen Liebe und Fürsorge für diesen Tag empfohlen, ihr Frühstück zu sich genommen hatten und dann noch eine Weile im Garten umhergesprungen waren: da kamen sie zum Vater und fragten ihn: ob er sich jetzt mit ihnen unterhalten wolle? Sehr gern, erwiederte der Vater. Setzen wir uns zu einander an diesen Tisch. Alle setzten sich,

und

und der Vater fing folgendes kleine Gespräch mit seinen Kindern an.

Vater. Ihr seht alle sehr heiter und vergnügt aus, das seyd ihr zwar gewöhnlich auch, aber habt ihr jetzt etwa noch eine besondere Ursache dazu?

Bertha. Wir freuen uns, lieber Vater, daß du dich wieder mit uns unterhalten und besonders Fragen vorlegen willst, die wir beantworten sollen.

Vater. Denkt ihr übrigen auch so wie Bertha? wünscht ihr also auch, daß wir uns mit einander unterhalten?

Alle. O ja, wir wünschen es eben so sehr, wie Bertha.

Vater. Wir sitzen hier also um uns zu vergnügen, weiter wollen wir nichts, nicht wahr?

Alle schwiegen.

Vater. Oder weiß einer noch irgend einen Grund weshalb wir uns hieher gesetzt haben?

Wilhelm. Ich weiß keinen weiter als daß wir uns unterhalten wollen, und das ist ja unser Vergnügen.

Vater. Du wirst es gleich etwas anders einsehen, wenn ich einige Fragen werde gethan haben. (Auf den Tisch zeigend) Was ist das für ein Ding, Otto? Kennst du den Tisch?

Otto. O ganz vortreflich? den werd' ich in meinem Leben nicht verkennen, sondern ihn gut behalten.

Vater. Warum sagst du, du kennst ihn?

Otto. Weil wir immer daran spielen und auch des Mittags daran essen.

Vater. Bertha, wie würdest du darauf antworten, wenn ich dich früge? kennst du diesen Tisch?

Bertha. Ich kenne ihn, weil ich ihn sehe und schon oft gesehen habe.

Vater. Hast du nicht auch die Sterne schon gesehen? Kennst du sie aber weil du sie gesehen hast?

Bertha. O ja, ich weiß immer daß es Sterne sind, was ich oben am Himmel blitzen sehe.

Vater. Du siehst doch auch jeden einzelnen Stern, wirst du jeden immer wieder erkennen? Warum nicht? Kennst du alle Menschen, die hier vorüber fahren? Aber du siehst sie ja? Kennst du jene Landcharte an der Wand, das heißt, weißt du, welches Land darauf vorgestellt wird?

Bertha. Nein! aber du hast es mir auch noch niemals gesagt, darum kann ichs auch nicht wissen.

Vater. Kennt man also das schon, was man sieht oder gesehen hat? Gehört also noch etwas mehr dazu, um ein Ding zu kennen, als es blos gesehen zu haben? Haben alle Dinge einerley Gestalt? Sind sie von einerley Materie? Wie ist die Gestalt dieses Tisches, Otto? Wer kann noch außer diesen etwas an ihm bemerken? — Gut! er ist von Holz. Dasjenige, woraus ein Ding gemacht ist, oder besteht, nennt man seine Materie. Die Materie dieses Tisches ist also, wie schon gesagt ist? — Richtig! Alles nun, was wir an den Dingen bemerken, die Gestalt, Materie, Farbe u. s. w. nennt man die Merkmale des Dinges. Was sind also die Merkmale eines Dinges, Friederike? — Sehr gut! Hat das Fenster die Merkmale auch, die der Tisch hat? Sind sie sich alle ähnlich oder gleich? Wenn sie sich nicht gleich sind, was sind sie denn? Wenn ich dich herein schicke, wenn wir draußen sind, und ich sage dir: auf dem großen Tisch in der Stube liegt ein Buch, bringe mir das heraus; wirst du dieses Buch wohl auf dem Fenster oder auf den Stühlen suchen? Warum nicht?

Wilhelm. Weil du mir ja gesagt hattest, es läge auf dem großen Tisch, und die Fenster und Stühle sind ja keine Tische.

Vater. Ist das gewiß? Siehst du, deshalb kennst du auch den Tisch, weil du ihn von

allen übrigen Dingen unterscheidest. Wenn kennt man also überhaupt ein Ding, Friederike? Wenn man nun etwas kennt, so sagt man auch, man hat eine Kenntniß davon. Habt ihr schon eine Kenntniß von allen Dingen? Ist euch also vieles noch unbekannt? Was wünscht ihr aber deshalb? Wenn du spielst, Bertha, nimmst du's dir auch dann besonders vor, neue Dinge kennen zu lernen? Glaubst du aber jetzt, bey dieser Unterhaltung, etwas Neues zu erfahren? Worin unterscheidet sich also dein Spiel von dieser Beschäftigung? Wenn etwas aber von einem andern unterschieden ist, ist sich da beydes gleich? Sondern wie ist es? Otto, welche Absicht hast du allein, wenn du spielst?

Otto. Ich will vergnügt und lustig seyn.

Vater. Hattest du grade dieselbe Absicht wie bey deinem Spiel, als du dich hierher setztest, oder glaubtest du etwas Neues zu erfahren? Wilhelm, wenn man etwas Neues erfährt, oder unbekannte Dinge kennen lernt, erweitert man dann seine Kenntnisse, oder nicht? Die Absicht, weshalb man etwas thut, nennt man den Zweck. Der Zweck eures Spieles ist also? — Das Vergnügen, richtig! Und der Zweck unsrer jetzigen Unterhaltung? — eure Kenntnisse zu erweitern, gut! oder, die Erweiterung, Vermehrung eurer Kenntnisse. Otto, kann man nicht auch vergnügt dabey seyn, wenn man seine Kenntnisse erweitert?

Otto. O! allerdings, lieber Vater, ich bin sehr vergnügt, daß du uns belehren willst.

Vater. Ob man auch beym Spiel, oder beym Spaziergange, den wir doch des Vergnügens wegen machen, neue Dinge kann kennen lernen, oder seine Kenntnisse erweitern? — Habt ihr nicht eine Kenntniß von mehreren Pflanzen auf unsern Spaziergängen bekommen? Störte das euer Vergnügen, wenn wir uns über eine Pflanze oder über einen Stein unterhielten? Welche beyde Zwecke kann man also oft sehr gut mit einander verbinden? — Gut! den Zweck des Vergnügens und den Zweck der Erweiterung der Kenntnisse. Wir wollen also künftig bey unsern Unterhaltungen, die wir am Morgen haben werden, froh und vergnügt seyn, ohne daß wir gerade das Vergnügen zu unserm Zwecke machen; und bey unsern Spielen und Spaziergängen wollen wir uns öfters über etwas belehren, oder eine Kenntniß von manchen noch unbekannten Dingen erhalten, ohne daß die Erweiterung unsrer Kenntnisse oder die Belehrung unser Zweck ist. Wollen wir es so machen, meine lieben Kinder? Ja, ja, so wollen wir's machen, lieber Vater, du belehrst und vergnügst uns zugleich!

Fünfte Unterhaltung.

Fortsetzung des Vorigen.

Was gewinnt man dadurch, wenn man seine Kenntnisse erweitert?

Die guten Kinder waren voller Freude über die neuen Belehrungen, die sie von dem Vater erhielten. Ihr wichtiges Gespräch gestern war über das, was sie gehört hatten. Sie wiederholten alles mit einander, und der eine wollte es immer noch besser als der andere behalten haben. Der Eltern Freude war nicht weniger groß, wenn sie die Auseinandersetzungen und kleinen Streite der Kinder anhörten und sie mußten lachen, wenn der kleine Otto vortrat, und zu seinen Geschwistern sagte: ich will euch dies alles aufs beste erklären, hört mir nur zu! Die Frau des Herrn Waldheim umarmte denn öfters ihren Mann mit den Worten: o! es ist schön gute Kinder zu haben! Um neun Uhr hatte der Vater die Morgenunterhaltungen festge-

gesetzt, und ehe die Stubenuhr noch neune schlug, traten die gesunden, frohen Kinder heute in des Vaters Zimmer. Der Vater arbeitete und bemerkte sie nicht gleich. Was wir heute nur erfahren werden! sagte Otto zu seinen Geschwistern, und lief ungeduldig umher. Endlich sah sich der Vater um. Seyd ihr schon alle da, meine Kinder? sagte er. Diese giengen zu ihm hin, wünschten ihm einen guten Morgen, und darauf setzte sich die kleine Gesellschaft nieder.

Vater. Wenn du zeichnest, Bertha, welchen Zweck hast du dann?

Bertha. Ich will zeichnen lernen.

Vater. Aber du kannst ja schon zeichnen!

Bertha. Ich will es immer besser lernen.

Vater. Warum wünschest du das?

Bertha. Ich will mir und andern dadurch Freude machen. Der Kopf, den ich dir vor einigen Tagen brachte, machte er dir nicht große Freude? und ich hatte wohl noch eine größere darüber, denn es war mir noch keiner so gut gerathen.

Vater. Wenn du dich nun im Zeichnen recht fleißig übst, was wirst du dadurch?

Bertha. Ich werde immer geschickter *) darin.

Vater. Warum sagst du geschickter?

Ist das auch mit andern Dingen derselbe Fall, Wilhelm, daß, je mehr wir sie üben, wir desto geschickter darin werden?

Du konntest vor einem Jahre noch nicht schreiben, kannst du es jetzt?

Wodurch hast du es gelernt?

Friederike, du hattest neulich bey Tische zu viel gegessen, was war die Folge davon?

Was lerntest du daraus?

Wirst

*) Wenn auch das Wort geschickter nicht grade von dem Kinde zur Antwort kommt, so wird es doch ein ähnliches wählen, etwa geübter, oder ich werde sehr gut zeichnen lernen u. d. gl. Auf das Wort kommt es in dem Fall wenig an, und es ist lächerlich, ja selbst oft schädlich, die Antwort erhalten zu wollen, die im Buche gegeben ist.

Wirst du dich nicht künftig in Acht nehmen, soviel zu essen?

Wie nennt man den, der nur soviel genießt, als er zur Sättigung braucht?

Gut! man nennt ihn mäßig.

Und wen werden wir unmäßig nennen, Otto?

Wer hat eine bessere Kenntniß von der Gesundheit, der Mäßige oder der Unmäßige?

Es hielt sehr schwer, ehe du dich zu einiger Ordnung gewöhntest, Otto; deine Kleider warfst du am Abend herum, wenn du dich schlafen legtest, und am Morgen kostete es viele Mühe, sie wieder zusammen zu finden. Befandst du dich wohl dabey?

Warum war es dir nicht angenehm?

Wie wurdest du damals genannt?

Jetzt bist du ordentlicher, kannst dich in der Geschwindigkeit am Morgen ankleiden, befindest du dich dabey wohl?

Wovon hast du also jetzt eine bessere Kenntniß?

Kann der Unordentliche eine richtige Kenntniß von der Ordnung haben?

Was wäre er nicht, wenn er diese hätte?

Also deine bessere Kenntniß vom Zeichnen, Bertha, deine vom Schreiben, Wilhelm, deine von der Mäßigkeit, Friederike, und deine von der Ordnung, Otto, was habt ihr alle dadurch schon empfunden oder erfahren?

Habt ihr nun in dem allen eure Kenntniß erweitert oder nicht erweitert?

Vor einigen Wochen, werdet ihr euch erinnern, besuchte mich ein Mann, der kein gutes äußeres Ansehen hatte. Er war klein, verwachsen, und sein Gesicht hatte in der That etwas Abschreckendes. Ich hörte euch nachher über diesen Mann urtheilen. Du meintest, Bertha, er müsse eine schlechte Gesinnung haben, weil er so häßlich aussähe. Ihr andern meintet das auch, weil ihr's nicht verstandet, und jetzt will ich euch nur etwas von ihm sagen, ob ihr dann auch noch so denken werdet.

Als ich einmal sehr krank war und viel litt, wich er nicht von meinem Bette, Tag und Nacht blieb er bey mir, dachte an keinen Schlaf, pflegte und wartete mich mit der größten Sorgfalt. Verdiente er dadurch, daß ich ihn liebte, oder nicht?

Ja,

Ja, meine Kinder, er ist einer meiner besten Freunde.

Was könnt ihr aber hieraus lernen?

Kann man von dem äußern Ansehn eines Mannes auf seine Gesinnung schließen?

Würdet ihr diesen guten Mann nicht sehr beleidigt haben, wenn er von euch das gehört hätte?

Wünschtet ihr aber wohl jemanden zu beleidigen?

Warum wünschest du es nicht, Otto?

Willst du gern, daß man dich beleidige?

Darfst du es deshalb einen andern?

Durch welche Kenntniß kann man aber in Gefahr kommen, dieses zu thun, durch die richtige oder die falsche? Allerdings! durch die falsche, unrichtige Kenntniß von etwas kann man sehr leicht Unrecht thun.

Habt ihr jetzt aber eine bessere Kenntniß erlangt?

Wovon, Wilhelm?

Wozu wird sie dir nützen, Friederike?

Wirst du mit Absicht jemandem Unrecht thun, Bertha?

Kannst du es aber nicht, wenn du eine unrichtige Kenntniß hast?

Lehrt dich also, Wilhelm, eine richtige Kenntniß auch besser denken und handeln?

Wie wird deine Gesinnung demnach durch die Vermehrung deiner Kenntnisse? — allerdings! besser.

Wer weiß mir nun darauf die beste Antwort zu geben: wozu nützt uns überhaupt die Erweiterung unserer Kenntnisse? Gut! wir haben Nutzen und Freude davon.

Seht, meine Kinder, das ist auch der Zweck, oder die Absicht, weshalb ich mich mit euch künftig unterhalten werde; ihr sollt nämlich Nutzen und Freude durch die Erweiterung eurer Kenntnisse erlangen.

Materialien

zu

einer vernünftigen Ansicht des

Menschen.

Sechste Unterhaltung.

Kurze Uebersicht des Mannigfaltigen auf der Erde. Eintheilung desselben.

Es war im Mai, da Herr Waldheim diese Unterhaltungen mit seinen Kindern angefangen hatte. Eine Nachtigall setzte sich an dem heutigen Morgen, ehe die Sonne aufgieng, vor das Fenster seines Schlafzimmers, und weckte ihn durch ihren vortrefflichen Gesang aus dem Schlafe. Er erwachte schön, sah den Morgen grauen und dachte: wie wäre es, wenn du deine Kinder wecktest, mit ihnen heraus in die Natur gingest, die Ankunft der Sonne mit ihnen sähest und so den herrlichen Morgen genössest? Kaum hatte er den glücklichen Gedanken gefaßt, so ward er auch schon ausgeführt. Die Kinder hatten sich schon längst auf einen solchen Morgen gefreuet, denn der Vater hatte es ihnen versprochen. Sie standen deshalb voller Freude auf, bekleideten sich schnell, und darauf ging der Vater mit seinen Geliebten auf einen nahgelegenen hohen Berg. Der Himmel röthete sich; es wurde allmählig immer lichter, endlich erschien die

ge-

gewünschte Sonne. Ein tausendfaches Ei! wie schön! ertönte zu gleicher Zeit aus dem Munde der Kinder, und der Vater stimmte folgendes Liedchen an zur Freude über die schöne Natur:

„Wie herrlich leuchtet
„Uns die Natur!
„Wie glänzt die Sonne!
„Wie lacht die Flur!

„Es dringen Blüthen
„Aus jedem Zweig,
„Und tausend Stimmen
„Aus dem Gesträuch,

„Und Freud' und Wonne
„Aus jeder Brust.
„O Erd', o Sonne!
„O Glück, o Lust!“

Lange genossen sie das schöne vortreffliche Schauspiel, bis der Vater den Vorschlag that, sich hier niederzusetzen, und seine gewöhnliche Morgenunterhaltung auf diesem Berge zu halten. Wer stimmte lieber darin ein, als die Kinder? Sie umarmten ihren guten Vater für das neue Vergnügen, welches er ihnen zu verschaffen wünschte und er begann also zu seinen Kindern:

Blickt umher, meine Lieben, welch ein mannigfaltiges Leben werdet ihr gewahr! dort schlägt in

in lauten Tönen die Nachtigall; hier schwingt im höheren Steigen sich die Lerche empor und singt ihren Morgengesang. Hoch fliegt dort ein Raubvogel in der Luft und lauert von oben herab auf seine Beute; hier krächzt im nahen Gebüsch ein hungriger Rabe. Dort stecken in Sümpfen eine Gesellschaft von Fröschen ihre Köpfe heraus und singen nach ihrer Weise; hier umsummen uns Mücken und tausend andere Insekten, und wie vielerley würden wir nicht noch bemerken, wenn wir genau darauf achteten? Alles scheint mit dem neuen Tage auch ein neues Leben bekommen zu haben. Rings um uns ist alles froh und vergnügt; in der Luft, in dem Sumpfe, in dem Gebüsch.

Aber was froh seyn will, Otto, was muß das nothwendig haben? — Leben und Empfindung, gut!

Haben alle Dinge Leben und Empfindung, Friederike?

Seht hier diese Steine, worauf wir sitzen, sind es nicht todte Körper, leblose Dinge ohne Empfindung?

Ich zerschlage jetzt diesen Stein — hat er etwas empfunden?

Warum nicht, Wilhelm?

Ist er anders von innen gebauet, als von außen?

Haben

Haben die Steine deshalb keinen Nutzen, weil sie nicht leben?

Sind sie aber wohl jenen Vögeln, oder jenen Kühen, die dort weiden, zu vergleichen?

Haben sie Aehnlichkeit mit diesen Bäumen?

Ihr wünschtet nun wahrscheinlich, mit allen den Dingen, die ihr um euch sehet, näher bekannt zu seyn, das heißt, ihr möchtet gern etwas mehr von ihnen erfahren, als sie blos anzuschauen?

Die Natur — so nennt man mit einem Worte alle daseienden Dinge zusammen — ist ein schönes, großes, lehrreiches Buch, pflegt man zu sagen, in dem man täglich lesen kann und es nie ausliest. Um nun die vielen Dinge, die man auf der Erde antrifft, auf eine leichte Art zu fassen, und sie gut zu behalten, hat man die ganze Menge, die ihr theils sehet, theils nicht sehen könnt, einzeln mit einander verglichen. Wer wird mir sogleich folgende Namen behalten? Diamant, Nelke, Bär, Kieselstein, Rose, Hund. Wird es aber so vielleicht besser gehen?

Diamant, Kieselstein, Nelke, Rose, Bär, Hund.

Warum geht es so besser, Wilhelm?

Ist dies etwas natürlicher?

Warum ist dies natürlicher?

Man

Man hat also das Leblose zu dem Leblosen, das Lebendige zu dem Lebendigen gesellt, und so ist daraus eine gewisse Ordnung entstanden, die wir den fleißigen und einsichtsvollen Männern zu verdanken haben, die ihre ganze Lebenszeit sich damit beschäftigten, die Natur näher kennen zu lernen oder zu erforschen, und denen man deshalb den Namen Naturforscher gegeben hat. Diese Männer nun haben uns auch gezeigt, daß alles in der Natur gleichsam eine große Kette wäre, und wie diese aus vielen einzelnen Gliedern besteht und dennoch ein Ganzes ausmacht: so hingen auch alle vorhandene Dinge zusammen, kein einziges sey überflüßig, alle machten mit einander auch Ein Ganzes, oder eine Kette aus. Euch ist vielleicht dieser Gedanke noch nicht sehr wichtig, meine Kinder; aber nach einigen Unterhaltungen wird euch gewiß vieles deutlich scheinen, was euch jetzt noch unverständlich und dunkel ist. Wir gehen täglich hier spazieren, glaubt ihr nicht, daß es angenehm seyn würde, wenn ihr mit der großen Gesellschaft, von der wir stets umgeben sind, etwas näher bekannt würdet? Oder ist es euch lieber, in einer Gesellschaft von Unbekannten und Fremden zu seyn? Ihr werdet, wenn ihr auch noch nie davon etwas gehört hättet, was ich euch mittheilen will, doch durch euer Nachdenken allein eine Eintheilung der Naturdinge machen. Nehmen wir zuerst das, was uns eine rohe Masse zu seyn scheint, ohne Leben,

 ohne

ohne Empfindung: könnt ihr nicht verschiedene Dinge dieser Art selbst nennen, die euch allen bekannt seyn müssen? *)

Otto. Ich nehme zuerst die Steine, damit mir dieses nicht weggenommen wird; denn weiter weiß ich nichts.

Vater. Gut! alle Steine, so viel ihrer sind, gehören allerdings hierher.

Friederike. Die Bäume scheinen ja auch ganz leblos, gehören die nicht hieher?

Vater. Nein, mein Kind, die Bäume oder überhaupt die Pflanzen rechnet man nicht zu den leblosen Dingen, weil sie ein Wachsthum haben, welches man eine Art des Lebens nennt, die Steine haben aber dieses nicht; wir werden aber sogleich zu ihnen kommen. Nenne mir deshalb etwas anderes, wenn du kannst!

Friederike. Nun! die Erde hier unter uns ist doch ganz leblos und wächst ja wohl nicht?

Vater. Die Erde gehört auch zu dieser Klasse der leblosen Dinge, und zwar die verschiedenen Erden, mit denen ich auch euch etwas bekannt machen werde.

Wilh.

*) Man mache den Versuch und lasse das Kind selbst nennen, was es nach seinen Begriffen zu diesem Reiche rechnet. Das Falsche kann man bald berichtigen, und das Selbstgefundene macht dem Kinde weit mehr Freude, als das Gesagte.

Wilh. Ich weiß noch etwas Lebloses: das Eisen, das Gold, das Silber.

Vater. Richtig! das sind die Metalle, wovon ich euch zuweilen schon etwas erzählt habe. Das wäre nun schon ein ansehnlicher Vorrath für diese Klasse. Aber Bertha, du solltest billig etwas weiter denken, was könntest du wohl noch finden, was wir zu dieser Ordnung zählten, das weder Stein, noch Erde, noch Metall ist?

Bertha. (nachsinnend) Vielleicht das Salz?

Vater. Ganz wohl! oder vielmehr die Salze; denn es giebt verschiedene Arten desselben, wovon ihr auch bald etwas Näheres hören werdet. Alle diese Theile nun zusammen, wozu man noch die Schwefel und die Erdharze rechnet, nennt man Mineralien. Werdet ihr dieses auch behalten? Ich dächte, Wilhelm, du wiederholtest noch einmal kürzlich, was wir zu dem leblosen Mineralreich rechneten? Ihr andern gebt Achtung, ob er etwas vergißt!

Verlassen wir nun das todte Reich und gehen etwas weiter. Blickt nochmals um euch! Werdet ihr nicht Dinge gewahr, die ein Wachsthum haben, und deshalb zu leben scheinen? Friederike, du wolltest sie vorhin zu den leblosen Dingen zählen.

Otto. Ich werd's geschwind sagen, die Pflaumenbäumen.

Vater. Sie gehören auch zu dieser Klasse, aber giebt es nicht noch andere Bäume außer den Pflaumenbäumen?

Und wie nennt man mit einem Worte alles was aus der Erde herauswächst? — Pflanzen, gut!

Haben sie Empfindung?

Sind sie aber nicht vollkommener gebauet, als die Mineralien?

Wie heißen also, Otto, die beyden Reiche, die wir hatten?

Welches war der Unterschied zwischen ihnen?

Nun gehen wir zu dem ganz Lebenden über!

Wilhelm, wie heißen die Geschöpfe, die wachsen, leben und Empfindung haben? — Thiere. Sehr gut!

Giebt es viele Thiere auf der Erde, Otto?

Und nun brauchen wir nur noch einen Schritt zu thun, um alles, was auf der Erde befindlich ist, im Kurzen übersehen zu haben, nnd zwar zu den Geschöpfen, die wachsen, leben, empfinden und — Vernunft haben, wodurch sie sich von den Thieren unterscheiden. Wie mögen diese wohl genannt werden, Friederike?

Seht,

Seht, meine Kinder, da hättet ihr eine Eintheilung aller lebenden und leblosen Dinge in der Natur. Für heute wäre dieses nun genung; wiederholt es fleißig, morgen werd' ich euch mehr erzählen. Die Kinder dankten dem Vater für die Unterhaltung, gingen jetzt mit ihm zur Wohnung zurück, wo ihrer schon das Frühstück wartete, das ihnen nun um so besser schmeckte, da sie es solange entbehrt hatten.

Siebente Unterhaltung.

Verbindung der Geschöpfe unter einander. Etwas von Mineralien.

Vater.

Wenn ihr, meine Kinder, alle die Dinge, die ihr in der Natur erblickt, mit einander in Verbindung stellet, oder, welches eben das ist: wenn ihr bemerkt, wozu jedes Einzelne da ist — solltet ihr nicht bald einen schönen Zusammenhang gewahr werden? Nur ein wenig Aufmerksamkeit und es wird euch gelingen. Glaubst du, Bertha, daß die Mineralien und Pflanzen einander etwas angehen?

Wozu dienen die Mineralien den Pflanzen?

Und wem dienen die Pflanzen wieder, Wilhelm? Gut! Menschen und Thieren.

Und wem dienen die Thiere, Friederike?

Hat der Mensch noch ein höheres Geschöpf über sich auf der Erde?

Aber der Löwe und der Elephant stehen doch über dem Menschen, Otto?

Das

Das ist's, was man eine Verbindung oder einen Zusammenhang nennt. Eins kann ohne das andere nicht seyn. Ohne Mineralien können die Pflanzen nicht fortkommen und wachsen; ohne diese die Menschen und Thiere nicht leben. Nun wollen wir die Mineralien noch etwas näher betrachten.

Sehen wir ein Wachsthum an ihnen, Bertha?

Bertha. Ich weiß es eigentlich nicht zu sagen.

Vater. Ihre Materie, oder dasjenige, woraus sie bestehen, hat in sich selbst kein Wachsthum, oder sie wachsen nicht von innen heraus, sie sind nicht organisch, wie die Menschen, Thiere und Pflanzen, die erst klein waren, und durch die Nahrung die sie erhielten, größer wurden. Bey den Mineralien aber setzen sich ähnliche Theile von außen an. Mit den verschiedenen Steinarten verbinden sich gleichartige Materien; zu dem Eisen gesellet sich Eisenmaterie, zu dem Golde? zu dem Silber? zu dem Salze? zu dem Schwefel?

Wilhelm. Aber wie kommt das, Vater, daß eine Materie zu der andern gleichartigen sich verbinden kann?

Vater. Die Antwort darauf muß ich dir schuldig bleiben; denn sie würde für euch zu hoch seyn, das ist, ihr würdet mich nicht hinlänglich verstehen, wenn ichs erklären wollte. Doch wer-

det ihr, wenn ihr aufmerksam seyd, bald darüber etwas erfahren. Für jetzt wollen wir deshalb nur annehmen, daß es so ist, und die Gewißheit haben wir den Naturforschern zu verdanken.

Können wir nun wohl von den Mineralien eigentlich sagen, daß sie wachsen? — Nein, sie nehmen zu durch die Theile, die sich von außen ansetzen, wie ein Haus, ehe es gebauet ist, wozu nach und nach die einzelnen Theile kommen.

Denken wir nun an den Nutzen, den der Mensch von den Mineralien hat, wie unendlich groß ist der!

Nehmen wir zuerst die Steine, und zwar die sogenannten Kieselsteine, die euch allen bekannt seyn werden: wozu gebraucht der Mensch diese, Bertha?

Nennet ihr andern mir jeder noch etwas, wozu diese Steine nützlich angewandt werden!

Wie heißen die Steine, die sich durch ihre Schönheit so auszeichnen? — Gut! Edelsteine.

Woher mögen sie wohl den Namen Edelsteine haben?

Wißt ihr mir alle einen Edelstein zu nennen?

Welche sind dem Menschen nützlicher, die erstern oder die letztern?

Warum die erstern?

Wenn sie so selten wären, wie die Edelsteine, würden sie dem Menschen dann auch so nützen können?

Wozu

Wozu dient der Marmor?

Wozu der Kalkstein?

Seht hier auf unserm Globus liegt die Insel Teneriffa, zu welchem Erdtheile mag sie gehören, Wilhelm? Hier findet sich ein Stein in Menge, der der Filtrirstein genannt wird, und warum ist er gerade hier so häufig, werdet ihr fragen? Das Wasser ist dort äußerst schlecht und nicht trinkbar, aber durch diesen Stein wird es trinkbar bereitet.

Bedürfen wir dieses Steins zu diesem Nutzen?

Hier liegt Grönland. Zu welchem Erdtheile wird dieses Land zu rechnen seyn? Dort ist der schöne blutgestreifte seegrüne Topfstein, der außerordentlich weich ist, und der sich leichter bearbeiten läßt, als das Holz, woraus die Grönländer alle ihre Gefäße machen. Aber wenn sie diesen Stein nicht hätten, könnten sie ja wohl Holz dazu nehmen? Oder haben sie dort einen Mangel am Holze?

Betrachten wir die verschiedenen Erdarten, welchen mannigfaltigen Nutzen weiß nicht der Mensch aus ihnen zu ziehen! Denkt besonders nur an die Nahrungsmittel, die für uns aus der Erde hervorgehen?

Wozu dient der Töpferthon, Bertha?

Wozu der Pfeiffenthon, Wilhelm?

Wozu die Porcellainerde, Friederike?

Wozu die Walkererde, Otto?

Wie weiß der Landmann den Mergel zu gebrauchen?

Kennt ihr den Nutzen des Tripels? des Bolus? der Kreide?

Gehen wir zu den Metallen, welches müssen wir als das nützlichste von allen anerkennen, Otto? — Unstreitig das Eisen und dies nützliche Metall ist zum Glück auf dem ganzen Erdboden verbreitet; ja es wird in manchen Ländern so häufig gefunden, daß es den vorzüglichsten Reichthum desselben ausmacht, wie hier in Schweden und Norwegen.

Würde das Eisen, so wenig gefunden als das Gold, wäre das gut?

Warum nicht?

Könnte man das Gold denn nicht wie das Eisen gebrauchen?

Wozu dient uns das Gold?

Und das Silber?

Wißt ihr, wo die ergiebigsten Gold- und Silbergruben angetroffen werden?

Seht hier auf dem Globus Peru, wie heißt der Erdtheil Friederike, wozu es gehört? Dieses Land ist außerordentlich reich an Gold und Silber.

Otto. Da möchte ich wohl wohnen, lieber Vater.

Vater. Was wolltest du denn mit dem Golde und Silber machen?

Kennt

Kennt ihr den Nutzen des Kupfers und des Zinns?

Wer weiß was aus dem Kupfer wird, wenn es in Essig aufgelöset wird? — Grünspan, gut!

Wozu wird dieser wieder gebraucht?

Woher kommt das beste weißeste Zinn und das meiste Kupfer her? Nehmt den Globus zur Hand, hier findet ihr England. Zu welchem Erdtheil gehört England, Otto? Wenn wir nun noch den Nutzen der Salze berechnen, z. B. das Bittersalz, das häufig in Gesundbrunnen und Bädern gefunden wird, und dem Menschen zur Gesundheit wieder verhilft; unser Küchensalz, welches den Speisen einen Wohlgeschmack giebt, und wodurch viele Dinge vor der Fäulniß bewahret werden, wozu auch Salpeter genommen wird, aus dem, mit Schwefel und Kohlen verbunden, das Schießpulver gemacht wird: so werdet ihr vorläufig einen Begriff haben, daß wir die Mineralien überhaupt gewiß sehr hoch schätzen müssen.

Achte

Achte Unterhaltung.

Uebergang zu den Pflanzen. Eintheilung derselben.

Früh waren die Kinder an dem heutigen Morgen schon wieder munter und froh. Die Tage im Mai waren so schön; sie konnten es nicht erwarten, sogleich, nachdem sie bekleidet waren, in den Garten zu kommen. Der vortreffliche mannigfaltige Gesang der Vögel und die duftenden Blüthen der Bäume hatten außerordentlichen Reiz für sie; jeder sah dann auch nach seinem kleinen Garten, ob die Blumen noch frisch standen und ob von den Obstkernen, die sie zur Freude des Vaters im vergangenen Herbst gelegt hatten, nicht mehr herausgekommen waren. Indem sie so in ihrem kleinen Gebiet herumsprangen, sagte Otto zu seinen Geschwistern: wie wär' es, wenn wir den Vater bäten, heute wieder mit uns auf den Berg zu gehen? er wird es gewiß thun, das Wetter ist so schön. Der Einfall war nicht übel; sie liefen sogleich alle zu ihm hin, umarmten und baten ihn zugleich darum nacheinander.

Was der Vater bewilligen wollte, bewilligte er gleich; wo nicht, so waren auch alle Bitten fruchtlos. Das wußten die Kinder sehr gut, und baten ihn deshalb nie mehr als einmal um etwas. Diesmal ging er indeß ihre Bitte gern ein; denn er war selbst äußerst gern in der Natur, und in weniger Zeit saß die liebe kleine Gesellschaft wieder auf ihren steinernen Sitzen auf dem Berge, die ihnen so lieb als Polsterstühle waren. Der Vater fing seine Unterhaltung also an:

Was ihr jetzt durch mich von der Natur und ihren Schätzen erfahret, ist kaum so viel zu nennen, als wenn ihr, um eine Zeichnung zu machen, zuvor den Abriß davon entwerft. Indessen wird es immer hinlänglich seyn, eure Aufmerksamkeit rege zu machen und euch, soviel ihr für jetzt fassen könnt, über das Nothwendigste zu belehren. Gestern unterhielten wir uns mit Vergnügen über die rohen, leblosen Massen, aber doch zugleich so nützlichen Geschöpfe des Erdbodens, nämlich über die Mineralien. Heute werden wir uns von denjenigen Dingen ein wenig unterhalten, die so eingerichtet sind, daß sie von innen herauswachsen, organisch gebaut sind und eine Art von Leben zu haben scheinen. Wie heißen diese Dinge, Otto? Aber ehe wir von ihnen selbst etwas nehmen oder sie betrachten, bitte ich euch auf das genau zu achten, was ich euch noch zuvor zu sagen habe.

Ihr werdet euch erinnern, daß die Naturforscher alle Dinge in und auf der Erde, das Lebende sowohl als das Leblose mit etwas verglichen haben. Womit wohl Otto? — Gut! mit einer Kette, wo ein Glied an das andere hängt und darin paßt.

Haben die Ringe in einer Kette Aehnlichkeit mit einander, Friederike?

Würde das eine gute Kette seyn, Wilhelm, wenn erst ein eiserner Ring, dem ein Stück von einem Stricke, dann ein Faden Seide und dann etwa wieder ein eiserner Ring käme?

Würden diese einzelnen Stücke Aehnlichkeit mit einander haben?

Seht diesen Stein und diese Blume, haben sie viel ähnliches mit einander?

Was meint ihr, ob zwischen den Mineralien und den Pflanzen vielleicht etwas ist, was beyde Theile mit einander verbindet?

So hört denn das Wunderbare: Es giebt gewisse Produkte (das ist, alles was auf der Erde und in derselben entsteht und hervorgebracht wird) die man gleichsam als das Band zwischen den Mineralien und den Pflanzen ansehen kann: Steine, die faserig und pflanzenartig und Pflanzen, die steinartig sind.

Otto. So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehört! o! nenne uns doch einen pflan-

zenartigen Stein und eine steinartige Pflanze, lieber Vater!

Vater. *) Zu den faserigen Steinen gehört der Amianth, dessen Fasern wie Blätter zusammengeflochten sind, und der auch auf dem Wasser schwimmt. Aus diesem Amianth und aus dem Asbest, der von gleicher Art ist, pflegte man ehemals einen Steinflachs zu machen und ein Zeug daraus zu weben, das im Feuer gar nicht verbrannte, ja welches eben durch das Feuer gereinigt und gewaschen wurde.

Otto. Das ist bis jetzt das Allerwunderbarste, was ich kenne!

Vater. Die steinigten Meerpflanzen haben eine Art von Blüthe, aber in Absicht ihres Wachsthums gleichen sie völlig den übrigen Steinen. Wie wachsen sie also, Bertha? Doch sehet um euch ins Freye! So wie ihr hier die Oberfläche mit Pflanzen bedeckt seht, so ist die ganze Erde auch mit Pflanzen bedeckt.

Wilhelm. Aber, lieber Vater, woher kommt es denn, daß die meisten Pflanzen grün aussehen?

Vater.

*) Wenn man von diesen Dingen zugleich eine Zeichnung vorzeigen könnte; so würde diese Anschauung sehr nützlich seyn.

Vater. Woher ihnen die grüne Farbe kommt, kann weder ich noch eiu andrer euch sagen, so wie es uns auch unbekannt ist, weshalb unser Blut roth und nicht schwarz oder gelb ist. Aber glaubt ihr, daß die grüne Farbe nützlicher ist, als die gelbe für die Pflanzen? — Sie ist unsern Augen am zuträglichsten; deswegen sollte es wahrscheinlich so seyn.

Kennt ihr den Schimmel? Er ist eine wahre Pflanze mit Wurzeln, Stengeln und Zweigen, hat auch Saamen, wie alle andere Pflanzen und kann gesäet werden.

Habt ihr auch schon von der Ceder gehört? Man hält sie beynahe für den höchsten Baum, und sie ist noch weit höher als unser Kirchthurm. Nun denkt, meine Kinder, welche Verschiedenheit zwischen diesen beyden Pflanzen, und welch eine Menge noch zwischen ihnen liegen!

Glaubt ihr, daß in der Tiefe des Meeres auch Pflanzen wachsen? Selbst auf den nackten Felsen, wenn sie nur mit dürrem Sande oder mit etwas Moos bedeckt sind, wachsen oft die schönsten, saftigsten Pflänzen. Seht hier auf dem Globus die Insel Maltha. Sie besteht aus lauter Felsen, und doch wachsen Feigen und Melonen dort im Ueberfluß, ob die Insel gleich durch Regen sehr selten erquickt wird.

Bertha.

Bertha. Lieber Vater, kannst du uns nicht auch von den Pflanzen eine Eintheilung geben? Die von den Mineralien wissen wir alle noch sehr gut.

Vater. Wir wollen doch versuchen, ob ihr euch die Eintheilung nicht wieder selbst machen könnet.

Wie glaubt ihr, daß man die Blumen, die niedrigen Gartengewächse und alle die kleinen Pflanzen auf der Erde mit einem Namen nennen mag?

Gut! Kräuter.

Wenn ich zu dir sage, Otto, suche mir einige Kräuter, verstehst du mich dann, oder muß ich dir jedesmal sagen, was Kräuter sind?

Wirst du mir dann auch Dornen mitbringen?

Warum nicht?

Wie nennt man denn die ganze Dornenpflanze?

Einen Strauch, richtig!

Worin findet ihr einen Unterschied zwischen den Kräutern und Sträuchern?

Und wenn ich auf dem Spaziergange zu dir sage, Wilhelm, zeige mir einige Sträucher, wirst du mir dann auch Fichten und Eichen zeigen?

Wie nennt man mit einem Worte die sehr hoch wachsenden Pflanzen? — Bäume, sehr gut!

Das ist die ganze Eintheilung des Pflanzenreichs; werdet ihr sie behalten?

Otto. O! die ist ja außerordentlich leicht: Kräuter, Sträucher und Bäume.

Vater. Die Kräuter leben größtentheils nur ein Jahr, sind sehr zart und wachsen niedrig. Nennet mir jeder einige Kräuter!

Die Sträucher wachsen höher, sind härter und dauern deshalb auch länger, als die Kräuter.

Wißt ihr auch einige Sträucher zu nennen?

Die Bäume sind groß, hart und dauern oft sehr lange; manche von ihnen Jahrhunderte.

Hiermit schloß der Vater die heutige Unterhaltung und gieng mit seinen Kindern zur Wohnung zurück.

Neunte Unterhaltung.

Fortsetzung. Betrachtungen bey einem Blatte.

Kommt, meine Kinder, sagte Herr Waldheim an diesem Morgen, wir wollen uns heute einmal unter unsrer großen Linde unterhalten. Der Morgen ist schön, die Luft heiter und gesund und so wird uns die liebe Natur zu einer angenehmen Gesellschafterinn!

Wenn du über etwas gefallen bist, Otto, gehst du nicht gewöhnlich zurück, um zu sehen, worüber du fielst?

Warum thust du das?

Otto gab dir vor einigen Abenden aus Scherz einen leichten Schlag auf den Rücken, Wilhelm, was thatst du da?

Und da du Niemanden gewahr wurdest, was machtest du weiter?

Friederike, du fragtest neulich deine Mutter, weshalb der Teig am warmen Ofen so auflief, was antwortete sie dir?

 Bertha,

Bertha, du sahst gestern Abends eine Sternschnuppe herunterfallen, da fragtest du mich, was das wäre und woher das käme, was gab ich dir zur Antwort?

Wolltet ihr nicht alle die **Ursache** von dem wissen, was ihr erfuhret?

Otto, du wolltest die Ursache wissen, die dich fallen machte, du, Wilhelm, die Ursache, die dir den Schlag gab; Friederike wollte die Ursache von dem Auflaufen des Teiges, und du, Bertha, wolltest die Ursache von der Erscheinung gern wissen. Nicht wahr? Ist es gut, sich nach den Ursachen der Dinge zu erkundigen? **Wer über die Ursachen der Dinge nachsinnt und sie untersucht, der lernt denken.** Dergleichen Ursachen aufzufinden, wie wir jetzt hatten, deine, Bertha, ausgenommen, fällt Niemanden schwer und jeder, auch der Einfältigste, kann sie alle Tage erfahren. Aber wer sich auch mit schwerern Dingen einläßt und sie zu erforschen sucht, der giebt sich eigentlich erst Mühe, verständig zu werden.

Viele Menschen, meine Geliebten, saßen gewiß schon unter dieser Linde, aber wer weiß wie wenige sich die Mühe genommen haben, ein Blatt von diesem Baume genau zu betrachten, den herrlichen Bau zu bewundern und nach der Ursache zu fragen, weshalb wohl dieses Blatt so künstlich gebildet

bildet seyn müsse? oder ob es auch einfacher hätte gebildet seyn können? was überhaupt wohl die Ursache wäre, warum der Baum Blätter habe? Was meint ihr, ob es wohl der Mühe werth ist, ein solches Blättchen recht anzuschauen und zu zergliedern?

Der Vater nahm jetzt ein Blatt von der Linde herunter. Betrachtet es alle genau, sagte er, indem er es einem jeden zur Ansicht darreichte. Welche Eigenschaften werdet ihr an dem Blatte gewahr? Nicht wahr, das Blatt ist im Kleinen das, was der Stamm im Großen? Seht, wie die Adern laufen, bald sich trennen, bald sich wieder vereinigen! Haltet ihr es nur für Zierrathen des Blattes, oder denkt ihr, daß vielleicht irgend ein Nutzen darunter verborgen seyn könne? Weiß einer unter euch schon den Nutzen anzugeben? Seyd ihr also über die Ursache des Baues des Blattes unterrichtet?

Wir wollen sehen, ob wir darüber etwas Näheres erfahren können.

Jede Pflanze ist ein bewundernswürdiger Körper. Ihre innere Einrichtung besteht aus Fasern, Gefäßen, Bläschen und Röhrchen.

Wozu meint ihr, mögen diese Fasern und Gefäße den Pflanzen dienen?

Wie heißt der unterste Theil der Pflanze, Otto?

Wozu mag die Wurzel nöthig seyn?

Muß jede Pflanze deshalb eine Wurzel haben?

Kann keine einzige ohne Nahrung leben?

Hat diese Linde auch Wurzeln?

Bertha, bleiben die Säfte in den Wurzeln, oder brauchen auch noch andere Theile der Pflanze Nahrung?

Wohin mögen die Säfte aus den Wurzeln kommen, Friederike?

Und aus dem Stamm, Wilhelm? — erhalten die Aeste ihre Nahrung, gut!

Aus den Aesten, wohin gehen sie dann?

Und aus den Zweigen, Otto? Gut! dann gehen sie in die Blätter über. Und hier werdet ihr sehr deutlich den Nutzen dieser kleinen Adern erkennen, daß sie nämlich diesen Nahrungssaft nach allen Theilen des Blattes hinführen, und das Uebrige dann ausdunsten oder fortschaffen. Was jeder Theil der Pflanze nun zu seiner Nahrung nöthig hatte, das hat er behalten: die Wurzeln das Ihrige, der Stamm das Seinige, die Aeste das Ihrige, die Zweige und Blätter auch das Ihrige. Ob nun gleich die Blätter von eben demselben Safte bekommen haben, wie die Wurzeln, so

so findet man doch eine außerordentliche Verschiedenheit des Geschmacks in diesen beyden Theilen, die wodurch wohl hervorgebracht ist, Bertha? Sehr gut! durch den Lauf der Säfte durch die ganze Pflanze.

Wie die Pflanze von dem, was sie einsaugt, das Beste nur behält, könnt ihr daraus abnehmen, wenn ich euch sage, daß man ausgeforscht hat, daß eine Pflanze von funfzig Tropfen des Nahrungssaftes nur einen behält, 49 also wieder ausdunstet.

Wilhelm. Aber wie ist es möglich, lieber Vater, daß die Säfte, die die Wurzeln aus der Erde ziehen, oben zu den Blättern hinkommen können?

Vater. Mich freuet diese Frage, Wilhelm, und sie ist in der That wichtig und nicht überflüßig; die Erklärung wird euch nicht schwer zu fassen seyn.

Wenn du dich im Finger geschnitten hast, Bertha, was geschieht dann?

Wird dadurch nicht ein Trieb des ganzen Bluts zu dieser Wunde hervorgebracht?

Wenn sie sich von selbst nun nicht wieder zuzöge, oder wenn sie sehr stark wäre und man sie nicht verbände, so würdest du dich unfehlbar verbluten.

Seht, der untere Theil des Blatts enthält gleichsam lauter solche kleine Wunden. Zu diesen feinen Oeffnungen, wodurch die Pflanze ausdunstet, ist ein Drang der ganzen Säfte der Pflanze, und dadurch wird eben der Umlauf derselben auch hervorgebracht.

Otto. Das ist mir wieder etwas ganz Neues, wovon ich noch nichts wußte!

Vater. Aber dies ist nicht das einzige Geschäft der Blätter, daß sie die überflüßige Materie fortschaffen, sondern sie nehmen auch aus der Luft ein.

Wozu brauchst du deine Lunge, Wilhelm?

Die Blätter kann man gleichsam als lauter Lungen, oder alle als eine Lunge der Pflanze ansehen. Die Pflanze kann von den Theilen, die aus der Erde durch die Wurzeln ihr zugeführt werden, nicht allein leben, so wie wir von Speise und Trank nicht allein leben können, sondern auch Luft und Wärme nöthig haben. Die Blätter sind deshalb von einem außerordentlichen Nutzen; denn sie saugen die Luft, Wärme und Kühlung, das Licht und den Thau ein.

Was war das für ein Gedanke, Friederike?

Keine Pflanze kann ohne Licht leben. Setzt man sie an einen ganz dunkeln Ort, so erhält sie

sich

sich zwar, wenn man an der übrigen Wartung und Pflege es nicht fehlen läßt, aber sie kommt gar nicht zu ihrer Vollkommenheit. Der obere Theil des Blattes wendet sich immer dem Lichte zu, und besitzt Gefäße, die fähig sind, die Luft, Wärme und Kühlung einzusaugen. Hingegen der untere Theil des Blattes ist der Erde zugekehrt und besteht wie der obern aus eigenen Gefäßen, die den Thau einsaugen. Weil nun die Blätter einen so großen Antheil an dem Fortkommen der Pflanze haben, so sagt man auch, die Pflanze sey so gut in die Luft als in die Erde gepflanzt. Wenn ihr euch von dieser Einrichtung der Blätter überzeugen wollt, so nehmt nur ein Blatt und legt es mit dem unteren Theil auf Wasser, es wird mehrere Wochen ganz frisch bleiben; wenn ihr es aber umgekehrt macht und die obere Luft- oder Lichtseite auf das Wasser legt, so wird es sehr bald vergehen. Das Merkwürdigste hierbey ist noch, daß alle diese kleinen Gefäße, die so nahe an einander liegen, in ihren verschiedenen Verrichtungen sich nicht hinderlich sind.

Bertha. Wie ganz anders erscheint mir jetzt dieses Blatt, als da ich's vorhin ansah!

Vater. Wenn die Bäume im Frühlinge Blüthen haben, sollten da die Blätter nicht besonders diesen nützlich seyn? — Sie bewahren und schützen sie vor der großen Hitze und Kälte, und

im Herbste, wenn sie herunterfallen, machen sie die Erde fruchtbar. Und so geht nichts verloren. Vielleicht erhält der Baum durch seine eigenen Blätter im nächsten Frühjahr die mehrsten neuen wieder.

Daß also die Blätter von großem Nutzen sind, werdet ihr wahrscheinlich künftig nicht mehr bezweifeln.

Zehnte Unterhaltung.

Fortsetzung. Wunderbarkeit des Wachsthums der Pflanzen. Allgemeiner Nutzen derselben. Einiger namentlich.

Herr Waldheim fing seine heutige Unterhaltung damit an, daß er etwas aus der Tasche nahm und die Kinder dadurch aufmerksam machte. Meine lieben Kinder, sagte er, ich habe zwey kleine Körper in der Hand, die ihr schwerlich errathen werdet, es ist, wie ihr hier sehet, eine Eichel und ein Apfelkern. Ich mache die Hand zu und ihr sehet nichts; ich mache sie wieder auf und ihr müßt beyde Dinge erst näher zu euren Augen bringen, um sie zu erkennen.

Was kann aus der Eichel einmal werden, Otto?

Und aus dem Apfelkern, Wilhelm?

Bringe ich sie heute in die Erde, so leiden sie bald eine große Veränderung. Sie lösen sich auf, das heißt, sie zergehen ganz und gar, kommen als zarte Pflänzchen hervor und wachsen nach und nach zu großen Bäumen an. Denkt nur einige Augenblicke darüber nach, daß aus dieser kleinen Eichel einst

einst ein Baum werden kann, der den größten Stürmen widersteht, einige Jahrhunderte leben kann, und vielleicht einem neuen Hause einmal einen herrlichen tragbaren Balken giebt, oder aus dem auch wohl ein Kahn gebauet wird, auf welchem eine muntere Familie manches schöne Vergnügen zu Wasser genießt. Wenn wir dieses alles uns in der kleinen Eichel denken können, müssen wir dann nicht sagen: es ist wunderbar? Wenn ihr Apfelkerne, Birnenkerne, Eicheln, Pflaumensteine und Kirschensteine auf einen kleinen Fleck in eurem Garten zusammen in die Erde bringt; kommt aus diesem ganzen Saamen dann nur eine Art von Bäumchen hervor, oder mehrere Arten?

Einerley Erde giebt also so verschiedenen Pflanzen die ihnen nöthige Nahrung zu ihrer Entwickelung und ihrem Wachsen.

Ob aber die Erde, Bertha, mehr Antheil an dem besonderen Bau einer Pflanze hat, oder die innere Einrichtung des Saamenkorns selbst? — Die Frage scheint schwierig zu seyn, du hast mich vielleicht nicht ganz verstanden. Otto, hat eine Eiche solche Blätter und solches Holz, wie der Apfelbaum?

Giebt es nicht eine außerordentliche Verschiedenheit unter allen Pflanzen? — Manche Blätter sind klein, manche groß, manche rund, manche länglicht, manche glatt, andere rauh u. s. w.

Welche

Welche Verschiedenheiten werdet ihr auch unter den Holzen gewahr? — Einiges ist hart, anderes weich, manches roth, anderes wieder weiß, und wie die Verschiedenheiten weiter sind. Beynahe jede Pflanze hat ihr eigenthümliches Holz und ihre eigenthümlichen Blätter. Nun werdet ihr mich leichter verstehen: hat an diesen Verschiedenheiten oder dem besondern Bau, wie ichs nannte, die Erde, das ist, die Nahrung mehr Antheil, oder die innere Einrichtung der Pflanze selbst?

Ihr glaubt hiervon noch nichts zu wissen, und ich will euch zeigen, daß ihr aus dem, was ihr schon wißt und erfahren habt, dieses abnehmen könnt.

Wenn man auf den Stamm eines Apfelbaums einen Birnenzweig pfropft, was wünscht man dann zu erlangen, Aepfel oder Birnen, Friederike?

Wird dieser Zweig wohl die Blätter eines Apfelbaums erhalten, weil er auf einen Apfelbaumstamm gepfropft ist? Aber der Zweig erhält ja, wie wir schon gesehen haben, seine Nahrung von dem Stamme auch?

Bertha, wenn aber die Wurzeln des Apfelstamms aus der Erde nur die Nahrung zu Aepfeln grade herauszögen, könnten dann Birnen auf den darauf gepfropften Zweig wachsen? Was thut demnach die Erde? Sie giebt weiter nichts, als die

Nah-

Nahrung überhaupt her; ob ein Apfelkern oder eine Eichel in ihr liegt, darnach fragt sie nicht. Sie entwickelt den Saamen, und dieser selbst enthält in sich den künftigen Stamm und dessen besondere Blätter verborgen. Um desto bewundernswürdiger aber muß uns deshalb auch der Saame seyn.

Wenn ich euch sagen wollte, die Pflanzen haben einen großen Nutzen für uns, so würde ich euch das sagen, was ihr schon wißt. Wenn ihr nur ein einziges Mal durch unsern Garten geht und umhersehet, so müßt ihr euch davon schon überzeugen. Wie die Thiere die Pflanzen zu ihrem Unterhalte gebrauchen, so benutzen wir Menschen sie auch.

Wer kann mir sagen, von welchen Pflanzen wir nur die Wurzeln genießen? — Gut! Rettig, Radieschen, Rüben, Erdäpfel oder Erdtoffeln.

Welche Stengel speisen wir? — Spargel.

Welche Rinde ist uns selbst nicht zu schlecht? Wer weiß es? Sehr gut! die Rinde des Zimmetbaums.

Aber welche Knospen sind uns auch schmackhaft? — Kapern.

Welche Blätter werden von uns sehr gern genossen? —

Die verschiedenen Kohle, Salatkräuter, Petersilie u. a. Von welchen Theilen der meisten

Pflan-

Pflanzen macht jedoch der Mensch zu seiner Nahrung am meisten Gebrauch, Wilhelm? — Von den Früchten derselben.

Nennet mir jeder einige eßbare Früchte! — Melonen, Gurken, Kürbisse, Bohnen, Erbsen u. s. w.

Welche Obstarten sind uns angenehm?

Aus welchen Früchten werden Getränke gemacht? — Aus den Beeren des Weinstocks der Wein, aus der Gerste und dem Waizen, Bier und Brandtewein.

Aber die aller nothwendigste und unentbehrlichste Pflanze zur menschlichen Nahrung, welche ist das, Otto? — Richtig!

Der Roggen. Denkt euch diesen fort, so daß wir gar kein Brodt haben könnten, welch elendes Leben würde das seyn! was sollten wir statt dessen auffinden, um uns zu sättigen? und besonders dem armen Manne, wie würde es dem gehen? Dieses alles, meine Kinder, könnt ihr durch euer eigenes Nachdenken wissen. Aber auf einiges will ich euch noch aufmerksam machen, was ihr noch nicht wissen konntet. Eine Eiche giebt an 200 Arten von Insekten Nahrung. Wenn wir recht aufmerksam eine Pflanze betrachten, so finden wir eine kleine Welt auf ihr. Viele Insekten leben von der Wurzel, andere von dem Stamm,

einige

einige sitzen zwischen der Rinde, wieder andere fressen die Blätter oder die Früchte, und manche begnügen sich mit dem Honig, den sie aus den Blüthen saugen.

Nehmt einmal euren Globus zur Hand. Seht auf diesen Inseln, Ternate, Gilolo und Tidore wächst ein sehr merkwürdiger Baum, der für die Einwohner jener Inseln von großem Nutzen ist und der Sagobaum genannt wird. „Er hat ein süßes Mark, woraus die Einwohner ihr Mehl verfertigen und Brodt backen, das mehrere Jahre aufbewahrt werden kann. Seine sehr langen Blätter werden zu Kleidungsstücken verarbeitet und zur Bedeckung der Häuser gebraucht, worauf sie gewöhnlich 7 Jahre liegen, ehe sie unbrauchbar werden. Von den Aesten werden allerley Geräthschaften gemacht und Häuser gebauet. Ein einziger Baum giebt also einem Volke Nahrung, Kleidung, Wohnung, Werkzeuge und Geräthschaften.“ Wer drey solcher Bäume besitzt, kann sich ein ganzes Jahr unterhalten. „Auch die Cocospalme liefert so manchen Völkern des Erdbodens den nöthigen Unterhalt. Die Nuß derselben enthält, solange sie grün ist, einen kühlenden Saft von lieblichem Geschmack, der in den heißen Gegenden ein herrlicher Labetrunk ist. Wird diese Nuß alt, so gleicht der Saft einem fetten Milchrahm und ist sehr nahrhaft. Aus der harten Schaale macht man Trinkgeschirre und andere

Ge-

Geräthschaften. Die faserichte Rinde giebt gutes, starkes und dauerhaftes Tauwerk, ingleichen mancherley Putz. Mit den langen Blättern bedeckt man die Hütten oder flicht Körbe daraus. Aus der innern Schaale wird eine Art Zeug bereitet, die zur Kleidung hinreichend ist. Der Stamm dient zum Bau einer Hütte oder zum Maste eines Schiffes." Dies, meine Kinder, wäre zuvor hinreichend, euch nachdenkend über den unbeschreiblich großen Nutzen der Pflanzen zu machen. Ich hoffe, ich werde ganz meine Absicht mit meinen Unterhaltungen bey euch erreichen, nämlich, daß ihr beym Genuß dieser oder jener Sache ein Weilchen über ihre Entstehung nachdenkt. Denn nichts sind wir wohl unserm Leben mehr schuldig, als ernsthaft bey den Dingen zu verweilen, womit wir beständig umgeben sind und das Gute überdenken, was wir durch sie genießen.

Eilfte Unterhaltung.

Uebergang zu den Thieren. Sinnpflanze. Fliegenschnepper.

Soviel Zeit die Kinder nur erübrigen konnten, hatten sie gestern in ihrem Garteneigenthum zugebracht. Wer sie suchte, fand sie dort; denn sie wollten alles, was der Vater ihnen von dem wunderbaren Wachsthum und der Entwickelung der Pflanzen gesagt hatte, sogleich selbst an ihren Blumen und Bäumchen beobachten. Sie legten auch alle noch mehr Saamen allerley Art in die Erde, um, wie sie sich vornahmen, die Natur in ihrer Arbeit zu belauschen. Bey diesen nützlichen Zeitverkürzungen waren sie so heiter, so liebreich gegen einander; was der eine nicht wußte, oder etwa wieder vergessen hatte, erklärte der andere mit der größten Bereitwilligkeit. Wer sie hierbey antraf, glaubte gar nicht unter Kindern zu seyn, so sanft, so wahrhaft geschwisterlich gingen sie mit einander um. Oft hörte man in der Entfernung ein lautes Gelächter der Freude und des Scherzes. Unbesorgt war der Vater, unbesorgt die gute Mutter wegen ihres Alleinseyns; denn sie waren nie sicherer,

sicherer, nie besser aufgehoben, als wenn sie miteinander umgingen. Eins diente dem andern zur Aufsicht; der eine war dem andern Mutter, Vater und Freund bey den Spielen. Sie waren auch an dem heutigen Morgen so früh als möglich bey ihren lieben Pflanzen. Der Vater bemerkte sie aus seinem Zimmer und lächelte vor Freude. Er wollte das schöne Schauspiel, das seine Kinder ihm gaben, nicht allein genießen, und rief deshalb seine Frau. Sieh! sagte er, das wahre Bild der Wißbegierde und der Gefälligkeit! wie könnten wir uns wohl andere Kinder wünschen, als die wißbegierig, sanft und gefällig sind?. Wir sind sehr glückliche Eltern! Sie waren beyde gerührt und der Vater ging darauf langsam in den Garten, um seine guten Kinder zu einer neuen Unterhaltung einzuladen. Sie kamen ihm munter entgegen gesprungen und gingen an seiner Hand mit ihm herein.

Wir werden heute wohl unsere guten Pflanzen verlassen müssen, sagte der Vater, als sie sich in einem Kreise um ihn gesetzt hatten, aber wir werden auch vielleicht bald wieder zu ihnen kommen, wenn ihr es wünscht?

Otto. O ja, lieber Vater, laß uns doch recht bald zu ihnen zurückkehren, wir haben sie alle sehr lieb.

Vater. Jetzt haben wir noch einen sehr wichtigen Theil der Natur vor uns, bey dem ihr

gewiß nicht weniger Vergnügen genießen werdet, und welcher würde das seyn, Bertha? — Gut! die Thiere.

Die lebende und empfindende Welt soll uns also nun zu unserer Betrachtung dienen. Doch ehe wir zu ihr kommen, Wilhelm, sagst du uns noch schnell den Unterschied, den wir zwischen den Mineralien, Pflanzen und Thieren fanden!

Jetzt, meine Kinder, muß ich euch zuförderst wieder an die schöne Kette aller Dinge in der Natur erinnern, die wir auch in Erwägung zogen, als wir die Mineralien verließen und zu den Pflanzen übergehen wollten. Der Uebergang von den Pflanzen zu den Thieren ist beynahe noch merkwürdiger, als jener zu den Pflanzen. Hier geht die Natur so kleine Schritte, und verbindet die Pflanzenwelt mit der Thierwelt so wunderbar, daß man nichts thun kann, als bewundern. Seht hier unsern Hund und jene Rose im Fenster! ist der Unterschied groß oder klein, Otto?

Sollten wir indessen nicht zwischen diesen beyden auch einige Aehnlichkeiten finden?

Wachsen die Pflanzen von innen heraus?

Das Thier auch?

Wie sind sie also beyde gebaut? — Gut! organisch. Wißt ihr schon, daß die Pflanzen auch einen Schlaf haben? — Ihr Schlaf besteht

darin,

darin, daß sie ihre Blätter zuschließen und nach dem Schlafe wieder aufschließen. Dies geschieht bey den meisten zur Abendzeit. Ich werde es euch am Abend in unserm Garten zeigen. Schlafen die Thiere auch, Otto?

Friederike, worin sind sich also die Pflanzen und Thiere ähnlich?

Sind die Pflanzen nicht auch Krankheiten ausgesetzt?

Nennet mir jeder eine Krankheit der Pflanzen, wenn ihr es wißt! — Auswüchse, Brand, Blasen, Flecke, Fäulung u. s. w.

Sind sie also auch hierin den Thieren ähnlich?

Haben die Thiere auch Krankheiten, Otto?

Wenn nun die Gefäße der Pflanze vor Alter hart werden, die Säfte austrocknen, und sie ihre Lebenszeit ausgedauert haben, was geschieht dann mit ihnen? — Sie sterben gleichsam.

Wird die Rose auch immer so schön bleiben, Wilhelm?

Sie hat auch ihre gewisse Lebenszeit, dann stirbt sie. Sind das also nicht mannigfaltige Aehnlichkeiten zwischen diesen beyden Reichen der Natur? — Die Pflanzen werden erzeugt: die Thiere auch; sie haben ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr Alter: die Thiere auch: sie schlafen, sind vielen

Krankheiten ausgesetzt und sterben endlich, so wie die Thiere. Aber wodurch scheinen sie sehr von einander abzuweichen?

Empfinden die Pflanzen?

Aber die Thiere?

Haben die Thiere eine willkührliche Bewegung? Können sie gehen, wie sie wollen, oder werden sie durch den Wind getrieben? — Weil sie also gehen können, wohin sie wollen, das nennt man ihre willkührliche Bewegung. Haben die Pflanzen auch diese willkührliche Bewegung?

Wodurch werden diese nur bewegt?

Sie sterben, wo sie geboren wurden und verändern ihren Ort nicht.

Doch nun gebt Acht, was ich euch sagen werde. Nachdem wir allen Pflanzen die Empfindung abgesprochen haben, kommen wir zu einer, die, wenn man sie anrühren will, sich sogleich zusammenzieht; sobald man sie aber verläßt, öffnet sie sich nach und nach wieder.

Otto. Ei! das wäre, die hätte ja dann ordentlich Empfindung?

Vater. Es scheint allerdings so, obgleich diese Empfindung von der der Thiere noch sehr verschieden ist.

Was thut der Hund, wenn du ihn schlägst, Wilhelm?

Ist

Ist er sich demnach dieser schmerzhaften Empfindung bewußt, oder nicht, Friederike?

Krümmt sich nicht auch der Wurm, wenn man ihm wehe thut, Bertha?

Wir können nicht sagen, daß sich diese Pflanze, so wie die Thiere der Empfindung bewußt wäre. Das Zusammenziehen ist nur eine Folge von der Wärme unserer Finger, so wie ein Stück Papier zusammenrollt, wenn man es auf einen warmen Ofen legt. Indeß merkwürdig bleibt sie immer durch diese Eigenschaft.

Otto. Wie heißt denn diese wunderbare Pflanze, lieber Vater?

Vater. Es giebt mehrere dieser Gattung; sie werden mit einem Namen, Sinnpflanzen genannt.

Der zweyte Schritt, den die Natur von den empfindungslosen Pflanzen zu dem empfindenden Thierreiche macht, ist jedoch noch merkwürdiger. In Amerika ist eine Pflanze, die auf ihren Blättern Drüsen und Stacheln hat. Diese Drüsen schwitzen eine Art von Honigsaft aus, durch dessen Geruch Fliegen und andere Insekten herbeygelockt werden. Kaum fangen diese Gäste an, von dem Honig zu kosten, so zieht sich das Blatt zusammen und durchsticht sie mit seinen Stacheln.

Nicht wahr Kinder, diese Pflanze scheint noch mehr Empfindung zu haben, als jene?

Otto. Das geht mir über alles! Aber wie heißt denn diese Pflanze, lieber Vater?

Vater. Sie wird, weil sie hauptsächlich Fliegen tödtet, Fliegenschnepper, auch Fliegenklappe genannt.

Alle fingen herzlich an zu lachen über diese sonderbare Fliegenklappe. Der Vater erklärte ihnen wieder, daß diese Pflanze sich ihrer Empfindung dennoch nicht bewußt wäre, und die Thiere stechen müßte, sobald sie auf sie kämen.

Otto. Ich werde gewiß die Fliegenklappe sobald nicht vergessen. Das war einmal wieder eine herrliche Stunde!

Zwölfte Unterhaltung.

Fortsetzung *). Pflanzenthiere. Uebersicht der Menge der Thiere.

Ich freue mich recht sehr, meine lieben Kinder, fing Herr W. an dem heutigen Morgen seine Unter=

*) Man macht bekanntlich den Unterschied zwischen Zoophyten und Phytozoen. In den wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner von Zöllner und Lange im 33sten Stück des dritten Bandes 1785 wird beyden der Name Pflanzenthiere überhaupt gegeben. Herbst in der fortgesetzten gemeinnützigen Naturgeschichte von Borowsky im 10ten Bande Seite 67 nimmt diesen Unterschied an, und nennt Thierpflanzen diejenigen Thiere, die mit ihrer Pflanze angewachsen, Pflanzenthiere aber, die nicht angewachsen sind, sondern sich frey bewegen. Ich habe deshalb die Benennung Pflanzenthiere gewählt, obgleich alle Schwämme nach Herbst zu den Thierpflanzen gehören, weil mich der Begriff von Thier hauptsächlich angieng, dieser aber durch den Namen Thierpflanze nicht so deutlich hervorzuspringen schien.

terhaltung an. Ihr kommt immer mit einer so großen Liebe zu mir, daß ich gar nicht anders als glauben muß, ihr wünscht durch die Belehrungen, die ich euch in diesen Unterhaltungen ertheile, die Erweiterung eurer Kenntnisse. Hab' ichs getroffen? Nach vielen solchen Unterhaltungen wird, hoffe ich, eure Freude erst sehr groß seyn, wenn ihr den Vortheil oder Nutzen von dem, was ihr gehört und behalten habet, recht deutlich vor Augen sehen werdet. Jetzt sage mir, Bertha, ganz kürzlich, wovon wir gestern redeten.

Hatten diese Sinnpflanzen eine **wirkliche** oder nur eine scheinbare Empfindung?

Der Vater nahm darauf einen **Saugschwamm** aus der Tasche, auf den die Kinder mit voller Begierde sahen, weil sie schon vermutheten, daß über diesen Schwamm noch etwas würde gesagt werden.

Kennst du diesen Körper, Otto?

Otto. O! den kenne ich sehr gut, ich brauche ihn immer bey meiner Tafel, wenn wir rechnen.

Vater. Fürchtest du dich nicht vor ihm?

Otto. Warum sollte ich mich fürchten, er kann ja nicht beißen.

Vater.

Vater. Glaubt ihr, daß der Schwamm immer so leblos gewesen ist, als ihr ihn jetzt sehet?

Die Kinder beantworteten diese Frage alle mit Ja, bis auf Bertha, die zum Vater sagte: du würdest uns wahrscheinlich diese Frage nicht thun, wenn sie so leicht zu beantworten wäre. Ich weiß zwar nicht, daß dieser Schwamm gelebt hat, aber ich will einmal geradezu sagen: er hat gelebt.

Friederike. Bertha, ich bitte dich, wie kannst du so etwas sagen! wie soll der Schwamm einst haben leben können! nein, das glaub' ich nun und nimmermehr. Vielleicht ist er der Theil einer Pflanze, oder eine Pflanze selbst gewesen und hat deswegen, wie alle Pflanzen, ohne Empfindung und ohne willkührliche Bewegung gelebt.

Vater. Wer wird hier nun entscheiden? Keiner von euch kennt den Ursprung des Schwamms, und hierbey kannst du wieder lernen, Friederike, daß man nie von einer Sache etwas absprechen oder von ihr behaupten muß, wenn man sie selbst nicht genau kennt. Ich will euch indessen nicht länger darüber in Ungewißheit lassen, und euch demnach versichern, daß Bertha recht geurtheilt hat, wenn sie meinte, der Schwamm hätte einst und zwar mit Empfindung gelebt. Alle geriethen darüber in großes Erstaunen. Jeder nahm den

Schwamm

Schwamm in die Hand, betrachtete ihn von allen Seiten und glaubte noch Leben daran zu finden.

Otto. Ich höre beynahe alle Tage etwas Wunderbareres! Aber, lieber Vater, da wäre er ja ein wahres Thier gewesen, denn diese haben ja nur Empfindung, wie du uns gesagt hast?

Vater. Du hast auch Recht. Er ist ein wirkliches Thier einst gewesen, aber in der Umhüllung eines Pflanzengewächses. Dergleichen Thiere giebt es in der See eine große Menge; man nennt sie Pflanzenthiere oder Zoophyten. Wodurch unterscheiden sich diese also schon von den Pflanzen, Wilhelm? Sie sind im Grunde wahre Thiere, denn sie nehmen Speise zu sich, stecken sie in den Mund, verdauen sie, und werfen das Ueberflüßige weg. Aber sie haben mehr Verwandschaft mit den Pflanzen, als die übrigen bekannten Thiere. Sie vermehren sich durch Ableger, die an ihrer Seite herauswachsen und sich ablösen. Sie spalten sich auch selbst in die Länge und in die Queere. Man kann sie in unzählige Stücke zerschneiden, zerhacken, zermalmen und aus jedem Stücke wird ein vollständiges Geschöpf. Drehet man sie um, wie einen Handschuh, das äußere inwendig gekehrt, so leben sie fort. Die Einrichtung ihres Körpers ist ganz einfach. Sie haben kein Gehirn, kein Herz, keine Ader, sie sind ganz Magen nnd Gedärme. In jedem Punkte ihres Kör-

Körpers müssen Keime vorhanden seyn, die an sich selbst fruchtbar sind, deren Entwickelung nur einige zufällige Umstände bedürfen. Man könnte sie mit einem Worte die unvollkommensten Thiere nennen. Habt ihr mich auch verstanden? Wilhelm, wiederhole dies kürzlich noch einmal, was ich so eben sagte.

Nun, Kinder, folgt mir mit eurer Aufmerksamkeit! Je weiter wir kommen, desto mehr finden wir zu betrachten.

Wie viel Thiere giebt es wohl, Otto? Die Anzahl der Thiere ist unermeßlich, die ganze Erde ist damit angefüllt. Ich habe euch schon gesagt, daß man an einer Eiche schon allein an zweyhundert Arten von Thieren entdeckt hat; jeder Baum hat nun beynahe seine eigene Arten. Denkt euch also die vielen verschiedenen Bäume und dann die Thiere alle daran, welch eine außerordentliche Menge! Und dies ist bey weitem der kleinste Theil.

Ich hatte euch bis zu einer besonderen Gelegenheit ein Vergnügen zugedacht, was ich schon eher euch zu machen hoffte. Jetzt ist diese Gelegenheit gekommen, und eure bisherige Kenntniß von der Erde und den Geschöpfen darauf, wird nach meiner Meinung um einen wichtigen Theil erweitert werden. Der Vater holte ein Mikroskop aus dem Schranke, brachte es in Ordnung, ließ sich einige

Tropfen Essig bringen, und hieß diesen zuerst seine Kinder mit bloßen Augen ansehen. Wißt ihr, was das ist? sprach er. O ja! Essig, riefen alle.

Seht ihn recht genau an — findet ihr etwas Wunderbares an ihm? Nein! antworteten sie. Der Vater nahm darauf den Essig wieder und hieß Bertha durch das Mikroskop denselben betrachten. Siehst du noch nichts Neues? fragte er. Ja! ja! rief sie, ich sehe eine ganze Menge Thierchen! o, sie sind allerliebst! wie sie springen! geschwind! Friederike, Otto, Wilhelm, ihr werdet euch wundern! Alle traten herzu und sahen dieses herrliche Schauspiel.

Das kann wohl unmöglich derselbe Essig seyn! fragte Otto der Vater. Er hatte zwar selbst gesehen, daß der Vater weiter keinen hatte, aber er konnte sich dennoch nicht überzeugen, und war auch nicht davon wegzubringen, so sehr freute er sich über diese niedlichen Thierchen.

Seht, mein Kinder, fuhr der Vater fort, als sich alle wieder gesetzt hatten, ich habe euch hier eine ganz neue Welt eröffnet, die unsern unbewaffneten Augen entzogen ist. Ihr sehet jetzt nur ein paar Tropfen Essig, nun denkt euch, wie viel wohl in einem ganzen Fasse seyn mögen! In allen faulen Gewässern, Sümpfen, in den Säften der Pflanzen und allen faulen Materien

leben auch solche Thierchen, nun denkt noch, wie groß die Menge der lebenden Geschöpfe auf der Erde seyn kann! Die Anzahl der Thiere, die wir nicht sehen, übersteigt die bey weitem, welche wir gewöhnlich mit unsern Augen erblicken.

Otto. Aber, lieber Vater, da haben wir ja wohl diesen Mittag, als wir Sallat aßen, der mit Essig zubereitet war, eine Menge von solchen Thieren genossen, oder läßt du sie zuvor herausbringen?

Vater. Was meinst du, ob das wohl möglich ist? Auch das feinste Tuch würde sie nicht auffangen, wenn ich den Essig durchseigte. Wir genießen sie alle mit und sie schaden uns nicht. Um euch recht aufmerksam auf die ungeheure Menge der Thiere zu machen, so will ich noch hinzufügen, daß Thiere in Thieren leben, mancher Fisch an viertehalbtausend Bandwürmer an der zottigen Haut seiner Gedärme hängen hat. Auch bemerkt man häufig in der Nacht ein Funkeln des Meeres und man hat gefunden, daß die ganze Oberfläche mit einer zahllosen Menge von leuchtenden Würmchen bedeckt ist. Wilhelm, du siehst gerade aus, als wenn du's nicht glauben könntest?

Nenne mir das größte Thier, was dir bekannt ist, Bertha! Und nun denkt euch ein solches Thierchen darneben, welches wohl tausend mal kleiner

ist

ist, als ein Sandkorn; welche Verschiedenheiten dazwischen angetroffen werden!

Friederike. Aber das muß ja außerordentlich schwer seyn, alle diese Thiere genau zu behalten.

Vater. Allerdings! Aber wodurch glaubt ihr, daß man sich hier zur Erleichterung des Gedächtnisses geholfen hat? Hier ist eine Ordnung und Eintheilung am aller nothwendigsten, die wir morgen mit einander machen wollen.

Dreyzehnte Unterhaltung.

Eintheilung des Thierreichs.

Wenn ihr, meine Kinder, euch die Menge der Thiere, soviel ihr könnt, vorgestellt habt — denn daß ihr dies nur sehr schwach zu thun im Stande seyd, und immer noch eine zu geringe Vorstellung von diesen unzähligen Geschöpfen habt, ist natürlich, weil ihr von den Thieren noch außerordentlich wenig kennet: so werdet ihr es euch einigermaßen vorstellen können, wie schwer eine genaue Eintheilung hier zu machen wurde. Kann mir einer von euch noch sagen, wie man es anfängt, wenn man eine Eintheilung oder Ordnung in viele Dinge unter einander bringt?

Wenn du, Bertha, deine Kleider und Wäsche ordnen willst, legst du dann ein Kleid, ein Schnupftuch und ein paar Strümpfe auf einander? Oder wie machst du es?

Du bringst also das, was ähnlich ist, zu einander und so entsteht eine Ordnung. Wir wollen nun auch im Thierreiche versuchen, wie wir

das Aehnliche zusammenbringen, und ich hoffe, ihr werdet mir selbst bey dieser Eintheilung behülflich seyn können.

Wenn wir ein Pferd, eine Fliege, einen Fisch und einen Vogel zusammenstellen, welche Verschiedenheit werden wir da gewahr!

Otto, hast du schon ein Schaaf oder einen Ochsen schlachten sehen?

Hatte das Thier auch Blut?

War es kalt oder warm?

Wie sah es aus?

Wie kommen die jungen Hunde, Kälber, Lämmer auf die Welt, Wilhelm?

Legen die Hunde, Kühe, Schaafe Eyer, woraus die Jungen ausgebrütet werden, Friederike?

Bertha, wenn die Jungen geboren sind, werden sie dann sogleich von der Mutter verlassen, oder werden sie noch eine Zeitlang ernährt? Womit?

Wie nennt man das, wenn das junge Thier die Milch der Mutter genießt? — Gut! saugen.

Und wie sagt man von der Mutter, wenn sie den Neugebornen die Milch genießen läßt? — sie säugt das Junge.

Alle diese Thiere nun, von denen man bemerkt hat, daß sie rothes, warmes Blut haben, ihre Jungen lebendig gebären, und sie eine Zeitlang mit Milch an Brüsten säugen, hat man dieser Eigenschaften wegen, die erste Klasse genannt.

Be-

Besonders werden sie deswegen, weil sie ihre Jungen säugen, säugende oder Säugthiere genannt. Werdet ihr dies wohl behalten?

Wilhelm, wiederhole dies noch einmal!

Otto. Aber haben denn nicht alle Thiere rothes, warmes Blut? Ich dächte, die Vögel und alle übrigen Thiere hätten es auch?

Vater. Bey den Vögeln ist dies auch der Fall, daß sie rothes, warmes Blut haben; auf die übrigen Thiere hast du nur noch nicht Acht gegeben, sonst würde es dir schon aufgefallen seyn.

Friederike, gebären die Vögel ihre Jungen lebendig, oder woher kommen sie?

Werden sie von den Müttern gesäugt oder nicht?

Sind sie also von den Säugthieren unterschieden?

Diejenigen Thiere, die Eyer legen, die Jungen nicht mit Milch säugen und Federn haben, welches Kennzeichen ich noch hinzufügen will, werden zur zweyten Klasse gerechnet, und dieses sind die Vögel.

Wodurch unterschied sich diese Klasse von der ersten, Wilhelm?

Worin war sie aber ihr ähnlich, Otto?

Wiederhole diese beyden Klassen, Friederike!

Hast du schon einen Frosch angefühlt, Wilhelm?

War er kalt oder warm?

Mag er deshalb kaltes oder warmes Blut haben?

Wenn er warmes Blut hätte, Bertha, würde er sich dann kalt anfühlen lassen?

Er hat aber doch Blut?

Wie sieht es aus? Wer hat es gesehen? — Er hat rothes, kaltes Blut.

Wodurch athmen wir, Otto? — Gut! durch die Lungen.

Haben alle Thiere Lungen?

Alle diese Thiere, an denen man bemerkte, daß sie rothes, kaltes Blut hatten und durch Lungen athmeten, rechnete man zur dritten Klasse, und nannte sie Amphibien. Daß sie durch Lungen athmen, zeichnet sie besonders von der folgenden Klasse aus, deshalb man diese Eigenschaft nicht vergessen muß.

Wodurch unterscheidet sich diese Klasse von der ersten und zweyten?

Bertha. Lieber Vater, diesmal laß mich diese drey Klassen wiederholen?

Vater. Sehr gerne! Das nächstemal kömmt die Reihe an Otto, damit dem nicht Unrecht geschieht.

Otto.

Otto. Herrlich! ich werde es sehr geschwind wiederholen.

Bertha, hast du nicht schon einen Karpfen ausgenommen?

War er kalt oder warm?

Hatte er Blut oder nicht?

Wie sah es aus?

Hast du auch eine Lunge in ihm bemerkt?

Ob er denn nicht Athem holen kann, wenn er keine Lungen hat? — Ich will es euch sagen, er holt durch die Kiefern Athem.

Otto, wie heißen alle die Thiere zu welchen der Karpfe gehört, mit einem Namen?

Mit welchen andern Thieren haben sie bis jetzt noch die größte Aehnlichkeit?

Aber welchen Unterschied werden wir bemerken, wenn wir sie genauer gegen einander stellen?

Alle diese Thiere nun, an denen man diese Eigenschaften wahrnahm, daß sie rothes, kaltes Blut hatten und nicht durch Lungen sondern durch Kiefern athmeten, zählte man zur vierten Klasse. Und diese macht deshalb die Fische aus.

Nun, Otto, kannst du deinen Wunsch erfüllt sehen, wiederhole diese vier Klassen! — Sehr brav!

Das wären ja nun wohl alle Thiere, oder bleiben uns noch welche übrig?

Du hast schon zuweilen einen Schmetterling, auch wohl Fliegen gefangen und getödtet, Otto, waren diese warm anzufühlen?

Hatten sie rothes Blut? — Nein, statt des rothen Blutes haben sie ein kaltes weißes Blut, oder vielmehr einen Saft.

Hatten sie Füße?

Und was bemerktest du am Kopfe? — Fühlhörner: der weiße, kalte Saft und die Fühlhörner sind die Hauptkenntzeichen dieser Klasse. Die Füße werden deshalb mit genannt, weil sie sich dadurch noch von der folgenden Klasse unterscheiden.

Aber wer weiß mir nun diese Thiere mit einem Namen zu nennen, zu denen die Schmetterlinge, Fliegen, Käfer und viele andere gehören? — Insekten.

Diese machen also die fünfte Klasse aus.

Nun habt ihr alle viere schon wiederholt, wen werde ich jetzt nehmen? — Mich! mich! rief jedes.

Vater. Wer mir zuerst die Stadt nennt wo Sokrates lebte, der mag wiederholen.

Otto.

Otto. Athen! Ha! ha! ich war der erste. Nun wiederhole ich zweymal hintereinander.

Nun kommen wir noch zu einer Ordnung oder Klasse. Euch allen wird die Schnecke bekannt seyn?

Hat sie warmes oder kaltes Blut? — Sie hat auch nur einen weißlichen kalten Saft wie die Insekten. Zu welchen Klassen kann sie schon deshalb nicht gehören?

Wohin könnten wir sie aber bis jetzt noch rechnen?

Wir wollen sehen, ob wir Unterschiede finden.

Welches waren die Kennzeichen der fünften Klasse? Gut! der kalte weißliche Saft, Fühlhörner, Füße.

Hat die Schnecke auch Fühlhörner?

Otto. O! allerdings, sie zieht sie immer herein wenn man sie berührt.

Vater. Sie könnten dafür angesehen werden, aber diese hervorstehenden Glieder am Kopfe der Schnecke und vieler andern Thiere, die zu dieser Klasse gehören, sind dadurch von den Fühlhörnern der Insekten unterschieden, daß sie weich, fleischigt und ohne Gelenke sind, hingegen bey den Insekten hart und gelenkig, deshalb man jene nicht Fühlhörner sondern Fühlfäden genannt hat.

Aber noch eins! Hat die Schnecke Füße?

Wilhelm. Nein! ich habe noch keine an ihr gesehen.

Da hätten wir die letzte Klasse. Alle diejenigen Thiere also, deren besondere Eigenschaften darin bestehen, daß sie einen weißlich kalten Saft statt des Blutes, Fühlfäden und keine Füße haben, nahm man zusammen, und nannte sie die sechste Klasse.

Aber wie werden wir die Thiere dieser Klasse nennen?

Otto, das wirst du mir sagen können! Nicht? Nun ich werde dir noch einige Thiere nennen, denen alle diese Kennzeichen auch zukommen, die deshalb zu dieser Klasse gehören: Regenwurm, Spulwurm, Bandwurm.

Otto. Ja, ja, nun weiß ich die Klasse zu nennen, Würmer. Soll ich auch jetzt alles wiederholen?

Vater. Das wäre zu viel für dich. Wer von euch übrigen mir am schnellsten zu sagen weiß, wie unser jetziger König heißt, der kann alles wiederholen!

Wilhelm. (geschwind) Friedrich Wilhelm der Dritte!

Vater. Gut! Du kannst alle sechs Klassen mit ihren Kennzeichen wiederholen, aber nimm dich ja in Acht, daß du keine Fehler machst, sonst mußt du dir's von den andern verbessern lassen!

Vierzehnte Unterhaltung.

Nutzen der Thiere.

Mit großem Vergnügen, meine lieben Kinder, hab' ich gestern bemerkt, wie ihr das, was ihr von der Eintheilung der Thiere gehört hattet, häufig wiederholtet. Ich sah euch wohl im Garten, wie ihr ängstlich nach Würmern, Insekten und andern Thieren suchtet; wie ihr euch gegenseitig halft, und dienstfertig und gefällig gegen einander waret. Wenn ihr fernerhin fortfahret so fleißig nachzudenken, als ihr bis jetzt es gethan, so wird mir keine Zeit willkommener seyn, als diejenige wo ich euch belehren und eure Kenntnisse erweitern kann. Werd' ich diese Hoffnung nie verlieren?

Von jeder Klasse der Thiere kennt ihr zwar nur äußerst wenige, und ich werd' euch nach und nach mit mehreren bekannt machen, aber die Eintheilung wird euch vieles erleichtern, wenn ihr sie behalten werdet. Ich habe einige Kinder gekannt, die sammelten sich mit vielem Fleiße und großer Mühe, Schmetterlinge, Käfer und allerley Insekten, und suchten sie aufzubewahren.

Ich freute mich darüber sehr, so wie mich jeder Fleiß eines Kindes entzückt, und ich dachte dabey an die Männer, die, könnt ihr's glauben, ihre ganze Lebenszeit darauf verwandten, die von uns so oft verachteten Insekten zu untersuchen. Wo liegt Holland auf dem Globus? Es steht nur die größte Stadt davon darauf, Amsterdam. Hier in diesem Lande lebte ein Mann, der war in seiner frühern Jugend schon so fleißig und ein so großer Freund von den Insekten, daß er alle, die nur in Holland waren, auffing, und sie untersuchte.

„Luft, Wasser, Erde, Felder, Sandberge, Teiche, Brunnen, selbst verfallenen Schutt untersuchte er, nur ihre Eyer, Würmer, Nester, Nahrung, Lebensart, Krankheiten, ihre Veränderung und Fortpflanzung kennen zu lernen. Sein Fleiß und Nachspüren war ungewöhnlich. Des Tages machte er Bemerkungen und untersuchte, und des Nachts schrieb und zeichnete er, was er den Tag über bemerkt hatte. Sobald als die Sonne ihm Licht genug gab, die feinen Gegenstände zu betrachten, war er an der Arbeit und blieb an derselben bis zu Mittage unter freyem Himmel mit bloßem Kopfe um keinen Schatten zu machen. Oft zerfloß sein Gesicht in Schweiß und seine Augen, die er bey hellem Lichte so sehr anstrengte, wurden stumpf."

Hat er nicht auch für uns gearbeitet?

Bertha.

Bertha. Aber, lieber Vater, erlaube mir die Frage: wozu nutzen denn die vielen Thiere? Die meisten scheinen mir ganz überflüßig zu seyn.

Vater. Da ihr manches schon von der Natur erfahren habet, und sehet welche weise Ordnung darin herrscht, so kannst du dir die Frage geradehin beantworten, daß gewiß alles nutzet, was nur da ist, wenn wir auch nicht sogleich den Nutzen davon einsehen. Doch wir wollen jetzt den Nutzen der Thiere nach den Klassen betrachten, wie wir sie eingetheilt haben, und einige aus jeder Klasse herausnehmen.

Bertha, nenne mir ein Thier aus der ersten Klasse! Das Schaaf — gut!

Wozu dient es uns?

Hat sie etwas vergessen, was wir etwa noch brauchen können?

Wilhelm, nenne mir auch ein Thier aus dieser Klasse?

Das Pferd also! erkläre seinen Nutzen!

Friederike, du wirst auch wahrscheinlich ein nützliches Thier aus dieser Klasse uns nennen können? — Die Kuh, gut! was können wir von ihr gebrauchen?

Nun, mein lieber Otto, du scheinst die Zeit nicht erwarten zu können, bis ich dich frage.

Hast du schon eins gefunden? — Das Schwein. Gehört es auch gewiß zu dieser Ordnung? Warum? Was weißt du von ihm zu erzählen?

Jetzt ist die Reihe an mir. Seht hier auf dem Globus Laponia, von uns Lapland genannt. Zu welchem Erdtheile gehört es?

Wißt ihr mir ein sehr nützliches Thier der Einwohner dieses Landes oder den Lappländer zu nennen? — Das Rennthier. Es ist sein ganzer Reichthum. Wenn dieses Thier in jenem Lande nicht wäre, so würde es sehr traurig um die armen Menschen dort stehen. „Der Lappländer spannt es vor seinen Schlitten, um sich und seine Sachen mit großer Geschwindigkeit fortzuschaffen. Es giebt ihm gutes Fleisch, fette Milch und Käse. Das Fett von ihm dient ihm statt der Butter. Aus den Fellen macht er sich Kleider von Kopf bis auf die Füße, imgleichen Betten und Zelte. Die Sehnen braucht er als Zwirn, die Därme als Stricke, die Blase als Flasche. Aus den Knochen verfertigt er sich Löffel, Messer und andere Geräthe."

Nun wollen wir sehen, welche Thiere aus der zweyten Klasse uns Nutzen verschaffen. Daß in der ersten Klasse noch weit mehr nützliche Thiere sind, wie der Hund, der Esel, die Ziege und viele andere, werdet ihr wohl einsehen, aber wir brauchen sie nicht alle zu nehmen.

Bertha,

Bertha, welches war die zweyte Klasse?

Nenne mir einen für uns nützlichen Vogel! — die Gans. Zeige mir ihren Nutzen!

Wilhelm, welcher Vogel dünkt dich nützlich zu seyn?

Die Ente. Warum?

Friederike, an welchen Vogel denkst du jetzt? — an die Nachtigall? Worin besteht ihr Nutzen?

Aber Otto, dir ist nun wohl nichts übrig geblieben? —

Das Huhn? schön! gewiß ein sehr nützliches Thier.

Aber ich werde euch jetzt einen Vogel, von dem ihr vielleicht noch nichts gehört habt, der indeß wegen seines Nutzens hier besonders erwähnt zu werden verdient, nennen.

Zeigt mir Grönland auf dem Globus! gut!

Ist es hier kalt oder warm?

Die Einwohner dieses Landes sind äußerst arm, und wenn sie zu einer Jahreszeit am ärmsten sind, ja beynahe zu verhungern fürchten, dann kommt in der strengsten Kälte ein Vogel an ihre Küste, Alk genannt, und zwar in solcher Menge, daß das Meer wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt scheint. Sein zartes und saftiges Fleisch giebt dem armen Grönländer alsdann eine angenehme Speise, und sein Fell dient ihm zu Unterkleidern.

Von vielen Thieren ist uns der Nutzen nicht so offenbar, als von andern, das heißt, was der Mensch nicht gerade zur Speise oder zur Bedeckung von ihnen gebrauchen kann, das hält er oft für unnütz. Aber, meine Kinder, ich muß euch wieder an den Ausspruch des Sokrates erinnern. Worin bestand der Unterschied, den er zwischen sich und den übrigen Menschen fand? Was sagte er von sich? Sehet, so müssen auch wir lieber von uns sagen, wir wissen nichts, als daß wir etwas für überflüßig, oder gar für schädlich ansehen. Da wir den Nutzen einiger Thiere der dritten Klasse betrachten wollen, worin euch wenige vielleicht nur bekannt sind, auch nur bekannt seyn können, so wird dieses für euch allerdings schwerer seyn, als das Vorhergehende euch wurde. Indessen wollen wir deshalb doch einen kleinen Versuch machen, und uns das wenigstens erklären, was wir leicht wissen können.

Friederike, welche Thiere zählt man zur dritten Klasse?

Weißt du mir noch das Thier zu nennen, welches ich bey dieser Klasse anführte? — Gut! der Frosch. Aber nun der Nutzen des Frosches? — Alle schwiegen.

Bertha. Ich erinnere mich, lieber Vater, daß aus den Eyern der Frösche, die man Laich nennt, ein Pflaster bereitet wird, welches zur Heilung der Wunden dienen soll.

Vater. Sehr gut, Bertha, ich bin mit dieser Erklärung recht wohl zufrieden.

Ist die Heilung einer Wunde nicht von großer Wichtigkeit?

Genießt man nicht auch die Frösche?

Was wird von ihnen von manchen genossen?

Welcher Nutzen scheint euch größer, der des Genusses oder der der Heilung?

Wilhelm, welches Thier wirst du zu dieser Klasse der Amphibien uns aufführen?

Wilhelm. Lieber Vater, ich bin meiner Sache nicht gewiß, aber sollten nicht auch die Schlangen hierher gehören?

Vater. Allerdings! ich freue mich über dein Nachdenken. Kennst du einige Schlangen?

In Europa giebt es hauptsächlich, Vipern, Nattern und Ottern. Hältst du sie alle für schädliche Thiere oder kennst du den Nutzen einiger?

Die wenigsten Schlangen sind giftig. Alle haben sie das Gute, daß sie uns von andern Thieren befreyen, die durch ihre Menge vielen Schaden anrichten würden. Sie ernähren sich meistens von Eydechsen, Mäusen, Käfern und vielen andern. Aber der Mensch sucht alles zu seinem Nutzen hervor. Er trocknet die Vipern, reibt sie

nach-

nachher zu Pulver, vermischt dieses mit noch andern Sachen und braucht es in verschiedenen Krankheiten, z. B. bey Fiebern, bey der Pest.

Nun, Friederike, du scheinst mich mit einer so zuversichtlichen Miene anzusehen, als ob du auch ein Thier aus der Klasse der Amphibien wüßtest?

Friederike. O ja, lieber Vater, du erinnertest mich eben selbst daran, indem du anführtest, daß die Schlangen auch von Eidechsen leben, und das habe ich schon längst gewußt, daß diese zu den Amphibien gehören.

Vater. Richtig! aber kennst du auch ihr Leben, ob sie schaden oder nutzen?

Ich will dir's sagen. Sie haben den Nutzen wie die Schlangen, daß sie uns vor der Menge mancher andrer Thiere bewahren. Sie fressen Kröten, Spinnen, Schnecken, auch machen sie sich an kleine Schlangen. Man sagt, sie sollen die Menschen sehr lieben und an ihren Speichel großen Geschmack finden.

Otto, von dir darf ich wohl nichts erwarten?

Ich will euch noch einige Amphibien nennen die euch den Namen nach sehr gut bekannt seyn werden. Wer kennt nicht von euch den künstlich

bauenden,

bauenden Biber? Was wird aus seinen Haaren bereitet?

Seht hier diese Dose, wovon ist sie gemacht? — aus der Schaale von der Schildkröte. Auch das Fleisch von der Schildkröte kann man genießen. Es ist sehr nährend, und dient vorzüglich Menschen; die eine schwere Krankheit überstanden haben und dabey sehr abnahmen.

So hat nun diese dritte Klasse auch bewiesen, wie mannigfaltig die Vortheile sind, die dem Menschen aus allen Theilen der Natur zufließen. Denkt euch nun alle diese Thiere, die wir betrachtet haben, weg, wie arm steht der Mensch da? Wer nicht dankbar das Gute erkennet was er genießt, ist nicht werth daß er genieße.

Funfzehnte Unterhaltung.

Fortsetzung. Nutzen der Thiere.

Wilhelm, aus welcher Klasse werden wir heute zuerst den Nutzen der Thiere kennen lernen?

Bertha, welche Thiere sind in dieser Klasse enthalten?

Wodurch unterscheiden sie sich von den übrigen Thieren?

Den Nutzen, den wir von den Fischen ziehen, einzusehen, dazu gehört nur ein sehr geringes Nachdenken.

Nicht wahr, Otto, hier wirst du mir keine Antwort schuldig bleiben?

Nenne mir nur zuerst gleich einen!

Otto. Ich will dir den allergrößten nennen, den es giebt, den Wallfisch.

Vater. Hat Otto Recht ihr übrigen, oder gehört der Wallfisch zu einer andern Klasse?

Wißt ihr's nicht? Er wird zur ersten Klasse mit gerechnet, denn er gebiert lebendige Junge, und säugt sie wie die Kuh mit Milch, die die Wallfischmutter in ihren Brüsten hat, und welche der Kuhmilch auch im Geschmacke ähnlich seyn soll.

Er

Er hat überhaupt mit den Fischen weiter nichts gemein als die Floßfedern, und ist im Innern gerade wie ein Thier aus der ersten Klasse oder ein Säugthier gebauet.

Otto. Das hab' ich noch nie gehört, und hätte es auch von andern nicht geglaubt.

Vater. Indessen sein Nutzen, weil wir ihn einmal haben, ist unverkennbar.

Was können wir von ihm gebrauchen?

Welchen wolltest du anführen, Bertha?

Nennet ihr übrigen jeder einen, der ihn kennt!

Aber einen besonders nützlichen Fisch, der in großer Menge gefangen wird, hauptsächlich hier in der Nord- und Ostsee, dürfen wir unmöglich übergehen. Wer erräth welchen ich meine? — Gut! der Heering. Er vermehrt sich unglaublich und am stärksten von allen Fischen, ist das gut?

Und wie heißt der Fisch, der mehr schon zum Leckerbissen gerechnet werden kann? — Lachs.

Doch uns sind die Fische bey weitem noch nicht so nothwendig, wie manchen andern Völkern, die beynahe von weiter nichts leben. Wir würden beynahe gänzlich ohne sie leben können. Aber den Grönländer z. B. ist das Meer gleichsam sein Acker und die Fischerey seine Erndte.

Nun aber; meine Kinder, werdet ihr eure ganze Aufmerksamkeit zusammen nehmen müssen, um den Nutzen der Thiere der fünften Klasse für den Menschen zu erweisen. Welche Thiere machten

ten diese Klasse aus, Wilhelm? Denkt, wie Menschen und Thiere von ihnen geplagt werden, sollten diese Insekten nicht füglich entbehrt werden können? Es wird uns wohl schwerlich gelingen, irgend einen Nutzen von ihnen anzugeben? Nein, wir werden finden, daß manche Insekten einen unbeschreiblichen Nutzen uns verschaffen. Was ich unter nützlich verstehe, werdet ihr nicht vergessen haben. Nützlich, habe ich euch gesagt, ist gewiß alles was wir antreffen, ist es nicht für den Menschen ganz allein, so ist es für eine andere Art von Geschöpf. Hier wollen wir aber besonders den Nutzen der Thiere für den Menschen erfahren.

Wüßtest du mir, Bertha, ein nützliches Insekt zu nennen?

Die Biene? sehr gut! welch ein nützliches Insekt!

Was erhalten wir von ihr?

Wilhelm, welches Insekt hältst du für besonders nützlich?

Die Seidenraupe — was liefert sie uns?

Ihr übrigen, Frieder. und Otto werdet wohl kein Insekt kennen, was wir gebrauchen können, ich will euch deshalb noch einige nennen. Seht hier auf dem Globus liegt Mexico, zu welchem Erdtheile gehört es, Bertha? In diesem Lande sitzt auf den Feigenbäumen eine Art von Laus, die

aber äußerst klein ist, so daß man sie lange für kein Thier gehalten hat, und Kochenille genannt wird. Man sammlet sie von den Bäumen, trocknet sie und versendet sie alsdenn nach Europa. Sie geben eine vortreffliche Farbe. Hier muß ich euch zugleich aufmerksam machen, daß hin und wieder einige Ausnahmen bey einigen Thieren in den Klassen statt finden, das heißt, daß sie nicht genau die Kennzeichen der Klasse, wozu sie gehören, an sich tragen. Die Insekten haben, wie ihr wißt, einen weißlichen Saft, hier finden wir einmal ein Insekt gefärbt, welches auch mit dem Floh der Fall ist. Hier in Amerika, und zwar in Surinam giebt es ein Insekt, welches der Laterntråger genannt wird. „Man kennet fast, sagen einige Naturforscher, kein schöneres merkwürdigeres und selteneres Insekt als dieses: Es hat einen blasenförmigen Kopf, der ganz hohl ist, der mit Recht den Namen einer Laterne verdient, weil er mit einer Materie angefüllt ist, die, solange das Thier lebt, so helle leuchtet, daß man die feinste Schrift dabey lesen kann.“ Man braucht es in den Zimmern anstatt des Lichts, die Weiber arbeiten dabey, die Männer, wenn sie des Nachts zu gehen haben, binden es an einen Stock oder an die Füße. Also auch diese so geringgeschätzten Thiere und so unansehnlich sie auch manchem scheinen, wurden doch von der Natur mit so schönen Geschenken ausgerüstet. Honig,

Wachs, Farbe, Seide, Erleuchtung! welche vortreffliche Gaben!

Durch viele Insekten wird auch die Luft gereinigt, indem sie die todten thierischen Körper verzehren, oder unter die Erde bringen. Andere reinigen die stillstehenden und faulenden Gewässer. Noch andere durchboren und zermalmen das faule Holz, und verursachen dadurch daß es um so viel eher in Erde verwandelt wird. Durch einige werden die Säfte der Pflanzen, den Bienen, zum Honig zubereitet, und viele vermindern allzuhäufige Insekten. Einige halten den zu häufigen Wachsthum vieler Pflanzen und insonderheit des Unkrauts auf, vertilgen auch die giftigen Kräuter. Auch die allzuhäufigen Blätter der Bäume werden von den Insekten verzehrt, damit die Säfte desto besser zur Blüte und zur Frucht geleitet werden. Die Krebse und großen Heuschrecken *) werden von den Menschen selbst gegessen und unzählige dienen den Vögeln und Fischen zur Nahrung und werden dadurch auch den Menschen nutzbar.

*) Besonders in Arabien ist dies der Fall, wo fast alle große Heuschrecken in Ermangelung der Milch und des Brodts gegessen werden. Die Einwohner reißen die Fühlhörner, Flügel und Füße ab, braten sie am Feuer, tunken sie in Butter und verzehren sie. S. Borowskys gemeinnützige Naturgeschichte, B. 6. Seite 2 4.

Sechzehnte Unterhaltung.

Fortsetzung. Nutzen der Thiere.

Je mehr der Mensch an richtigen Begriffen gewinnt, meine lieben Kinder, desto mehr Gelegenheit findet er mit sich und andern froher und glücklicher zu leben. Hiervon könnt ihr euch täglich überzeugen, und habt mir auch zu meiner großen Freude darüber schon mehrere Beyspiele gegeben.

Wie unterhaltend werden uns jetzt unsere Spaziergänge, da euch durch unsere Unterhaltungen gleichsam ein Vorhang von der Natur hinweggenommen wird! Du klagtest ehemals sehr, Otto, wenn du von einer Mücke gestochen wurdest; gestern ertrugst du den Schmerz, indem du ihn mit dem Nutzen vergleichen konntest, den dieses Insekt so vielen Vögeln gewährt. Die Schwalben hieltest du ehemals kaum deiner Aufmerksamkeit werth, weil wir sie nicht genießen und sie uns auch nicht durch ihren Gesang erfreuen. Aber wie fiengst du gestern diesen Vogel zu lieben an, da ich dir bey deinem kleinen Schmerz erzählte, daß er uns täglich von vielen tausend Mücken befreyet,

freyet, und daß diese die Menschen in einigen Jahren vertilgen würden, wenn sie nicht vielen Vögeln zur Nahrung bestimmt wären. Diese Betrachtung ist so leicht, daß auch der nur ein wenig nachdenkende Mensch sie machen kann. Ist es deshalb nicht thöricht, wenn man so manche über den Schmerz oder den Schaden klagen hört, den sie etwan erlitten?

Und fehlt es denn dem Menschen an Mitteln diesen zu verhindern? Es bleibt uns jetzt noch eine Klasse von Thieren übrig, deren Nutzen für uns wir in Betrachtung ziehen wollen.

Wilhelm, du wirst uns sagen, welche Thiere wir zu dieser sechsten Klasse zählten? — die Würmer.

Richten sie nicht außerordentlich vielen Schaden an?

„Eine Fliege kriecht z. B. durch die Nase des Pferdes und legt ihre Eyer in dessen Rachen, woraus Würmer entstehen, die dieses Thier außerordentlich quälen. Eine andere Fliege legt ihre Eyer in die Haut des Rindviehs; die daraus entstehenden Würmer bleiben in der Haut des Viehs stecken und bringen darin ein Geschwür hervor, darin sie den Winter durch leben bis sie ausgewachsen sind, worauf sie sich im Sommer herausbegeben und sich in der Erde wieder in eine Fliege verwandeln.“

Was

Was meinst du, Friederike, wär' es nicht besser, wenn diese Thiere gar nicht da wären?

Der Schade, so groß er auch oft seyn mag, kann immer nur dem unerträglich scheinen, der weiter nichts sieht als diesen Schaden, und sich nicht bemüht weiter nachzudenken, ob nicht vielleicht ein größerer Nutzen noch vorhanden ist, als dieser Schade ihm däuchte. Es wird euch vielleicht schwer fallen, einige Würmer zu nennen, die dem Menschen allein und besonders nutzen, denn die meisten nutzen unvermerkt und im Verborgenen.

Bertha, wüßtest du mir irgend einen Wurm als solchen anzuführen?

Bertha. Der Blutigel.

Vater. Gut! wozu wird er gebraucht?

Alle Muscheln gehören auch zu dieser sechsten Klasse. Wer kann mir sagen, welche Muschel mit vielem Wohlgeschmack genossen wird? — Richtig! die Auster. Wir genießen nun zwar die Auster allein von den Muscheln, aber viele wilde Völker, die an den Meeren wohnen, ziehen die meiste Nahrung auch von andern. Und, Friederike, da wir einmal bey den Muscheln sind, so wirst du dich gewiß an eine andere erinnern, die Kostbarkeiten liefert?

Friederike. Ach! du meinst wahrscheinlich die Perlenmuschel?

Vater. Aber wißt ihr auch wo die Perlenfischereyen sind?

Ich will euch einige nennen. Wilhelm, wo ist der persische Meerbusen? Die Insel Ceylon? Japan? Auch in Deutschland giebt es Muscheln welche Perlen bey sich führen, z. B. in der Elster. Noch muß ich euch sagen, daß man Perlen auch zu Pulver reibt, welches man vortrefflich brauchen kann.

Otto. Lieber Vater, sind Muscheln und Schnecken nicht einerley? oder unterscheidet man sie noch?

Vater. Man macht einen Unterschied zwischen den Muscheln und Schnecken. Du wirst ihn selbst finden können.

Wie viel Schaalen haben die Muscheln? — zwey. Und wieviel Schaalen haben nur die Schnecken? — eine, die mit zwey Schaalen heißen demnach Muscheln, und die mit einer, Schnecken. Aber es ist mir lieb daß du mich an die Schnecken erinnert hast, wir haben von ihrem Nutzen noch nichts gehabt.

Weiß einer von euch einen Nutzen von ihnen anzugeben? Es werden viele von ihnen auch zur

Speise

Speise genommen, hauptsächlich die in den Weinbergen sich aufhalten. Andere, und zwar die nackten Schnecken, die ihr im Gehölz zuweilen gesehen habt, werden statt der Wagenschmiere gebraucht. Man mengt sie entweder unter die Schmiere, oder legt sie auch blos auf die Achse, so daß die Räder sie im herumlaufen zerdrücken. Der Nutzen der einigen wenigen Würmer, die wir hier genannt haben, bleibt immer noch sehr geringe gegen den uns verborgenen. Und da der Mensch auch Freude an den Dingen genießen darf, die ihm zu seinem Gebrauche erlaubt sind, so wünschte ich euch einmal in eine Sammlung von Conchylien (so nennt man mit einem Namen alle Schaalgewürme) zu führen, welche Pracht, welche bewunderswürdige Schönheit ihr erblicken würdet. Wie werden nicht Häuser, Gärten, Geschirre, Grotten und Kleider mit ihnen geziert! Besonders finden viele wilde Völker ein großes Vergnügen darin, sich mit den buntfarbigen Muscheln auf allerley Weise zu putzen.

Den hauptsächlichsten Nutzen, den die Würmer für unsere Gesundheit schaffen und ihn mit den Insekten gemein haben, dürfen wir nun am wenigsten vergessen. Und welcher würde das seyn, Bertha? Gut! sie verzehren die faulen Körper und reinigen dadurch die Luft. Kaum ist irgend ein Thier gestorben, so sind sogleich die Würmer

da, die es gänzlich zerrichten, und nichts davon übrig lassen. Wir würden in einer fortwährenden Pest leben müssen, wenn die Würmer nicht wären, und wie schnell man an dieser Krankheit sterben kann, habe ich euch schon zuweilen erzählt. Laßt uns also auch diese so wenig geliebten Thiere nicht verachten und ihr Daseyn schätzen!

Siebzehnte Unterhaltung.

Begriff von Raubthier.

Ehe Herr W. seine Unterhaltung an dem heutigen Morgen anfing, bemerkte er, daß seine Kinder eine sehr ernsthafte Unterredung mit einander hatten. Er hörte bisweilen wohl gar einen Seufzer, ach! und einen Ausruf des Schmerzens, o weh! konnte jedoch nicht begreifen, woher diese ungewohnte Erscheinung kam. Etwas außerordentliches mußte es gewiß seyn, denn um Kleinigkeiten wurde nicht geklagt. Als er sich endlich niedergesetzt hatte, um seine Unterhaltung anzufangen, wurde er in Otto's Augen Thränen gewahr. Was ist dir, lieber Otto, du hast geweint? fragte sanft der Vater.

Otto. Ach! lieber Vater, ich muß dir nur mein Unglück erzählen, das ich gehabt habe. Denke dir, das schöne milchweiße Täubchen, was du mir an meinem Geburtstage schenktest — o! ich hatte es so lieb! es saß mir gestern noch auf der Hand und fraß, und wenn es in der Sonne saß und sich wärmte, wie herrlich sah es da aus!

Vater.

Vater. Nun! ist dir das Täubchen fort?

Otto. Es floch mir gestern nach auf's Feld und besuchte mich als ich dort war, und mit Wilhelm spielte, und als es einmal etwas in die Höhe flog, schoß plötzlich ein geringer Raubvogel herunter und nahm es mit. (Heftig) Ich wollte ihm nach, so böse war ich, und hätte ich nur eine Flinte gehabt und schießen können, o! das wäre mir eine Freude gewesen, wenn ich ihn hätte so herunter fallen sehen! (sanfter) aber so konnte ich weiter nichts thun als ihm nachsehen und es beweinen. Ach! mein armes, armes Täubchen!

Vater. Ich beklage deinen Verlust, er ist wirklich groß, weil du viele Freude verloren hast. Aber wenn ich dir ein anderes weißes Täubchen gebe, was eben so schön und so artig ist, wirst du das nicht auch wieder so lieben?

Otto. Freylich wohl, aber ich wollte doch, dieses Täubchen lebte auch noch.

Vater. Ich möchte nur wissen, ob der Raubvogel die Absicht gehabt hätte, dich zu kränken. Wenn ich das wüßte, so wollte ich ihm auflauren und dafür herunterschießen. Was meinst du?

Aber wenn er diese Absicht nicht hatte, welche andere könnte er dann gehabt haben?

Wenn

Wenn dich hungert, was thust du dann?

Gesetzt nun, es wäre jeder so unbarmherzig, dir nichts zu geben, würdest du dann gern verhungern, oder was würdest du thun?

Wird jener Raubvogel von jemandem gefüttert?

Da er nun nicht wie du von andern genährt wird was muß er deshalb thun?

Oder soll er so vernünftig seyn und sterben, statt sich etwas zu fangen?

Ist der Raubvogel bey dir entschuldigt?

Würde es dir etwas geholfen haben, wenn ich oder ein anderer ihn herunter geschossen hätte?

Aber ich hätte den Raubvogel doch dadurch gestraft? nicht wahr das hätte er verdient?

Otto. Aber, lieber Vater, warum müssen denn die Raubvögel überhaupt seyn? Wären sie nicht, so brauchten sie sich ja auch keine Nahrung zu suchen, und man würde nicht durch sie betrübt?

Vater. Ich habe euch zwar gesagt, daß nichts Ueberflüßiges und Schädliches eigentlich anzutreffen ist. Manches ist, allerdings, wovon wir gar keinen Nutzen einsehen, aber da wir einmal von den Raubvögeln reden, so wollen wir sehen, ob wir sie und überhaupt die Raubthiere retten können.

Wer

Wer kann mir zuerst sagen, weshalb sie so genannt werden?

Nennen wir den Menschen einen Räuber, der sich eine Taube schlachtet?

Warum thun wir dies nicht?

Glauben wir etwa, daß er Recht dazu hat?

Wen werden wir deshalb einen Räuber nennen, der dies nimmt wozu er Recht hat, oder wozu er kein Recht hat?

In dem rauben liegt also etwas unrechtmäßiges?

Ich will euch den Begriff von rauben noch etwas deutlicher zu machen suchen.

Wer jemanden etwas heimlich entwendet, nennen wir den einen Räuber, oder erhält er einen andern Namen? er wird ein Dieb genannt.

Aber der Dieb thut doch auch etwas unrechtmäßiges?

In dem rauben muß also noch etwas mehr liegen, als das Unrechtmäßige allein. Es ist darin der Begriff von schnell und gewaltsam enthalten. Derjenige daher, der einen andern überfällt und ihm selbst auf eine schnelle, gewaltsame Art das Seinige abfordert und nimmt, wird von uns ein Räuber genannt.

Welche

Welche Thiere würden nach dieser Erklärung also Raubthiere genannt werden müssen, Wilhelm?

Aber glaubt ihr wohl, daß wir gegen diese Thiere ungerecht sind, indem wir ihnen diesen häßlichen Namen geben?

Was thut denn der Sperling, die Schwalbe, die Nachtigall anders, als daß sie eben so wie die großen Raubvögel ihre Nahrung haschen? Die Insekten und Würmer mögen sich sträuben, wie sie wollen, sie werden ohne Umstände von der schönen Nachtigall und der unschuldigen Schwalbe verzehrt. Ein Thier lebt gemeiniglich von andern Thieren, die ausgenommen, welche von Pflanzen leben; deshalb könnten beynahe alle Raubthiere genannt werden, nur das eines mehr als das andere das dem Menschen nimmt, was er allein zu besitzen glaubte. „In jeder Klasse sind Raubthiere, die sich vom Raube, vom todten und lebendigen Fleische anderer Thiere nähren müssen. Unter den vierfüßigen giebt es nur wenig fleischfressende, unter den Vögeln etwas mehrere, unter den Fischen, Insekten und Würmern aber ist ein ewiges Jagen, Streiten, Tödten und Verzehren. Selbst in einem Tropfen, den man durch ein Mikroskop betrachtet, frißt eins das andere.“

Aber, Otto, hattest du denn wirklich ein größeres Recht an die Taube, als der Raubvogel?

Otto. Du hattest mir sie ja geschenkt, und ich hatte sie dem Raubvogel nicht wieder geschenkt.

Vater. Wenn du in ein Land kämest, welches noch Niemandem gehörte; du sähest darin vortreffliches Obst, und hättest Lust davon zu essen, würdest du es thun oder nicht?

Aber das Obst hatte dir ja Niemand geschenkt, warum nahmst du es denn?

Sieh! ist es nicht mit dem Raubvogel derselbe Fall?

Wenn der warten sollte, bis ihm jemand etwas schenkte, so würde er wahrscheinlich nichts erhalten; denn er hat Feinde genug, die ihm auflauren.

Wenn die Raubvögel auf eine eben so schnelle und gewaltsame Weise, sich Würmer, Insekten, Früchte oder Kräuter holten, würden wir sie dann auch Raubvögel nennen? Dann thäten sie, was andere Vögel thun, die dem Menschen nur weniger nehmen. Also blos, weil der Mensch darunter leidet, auch oft Mitleid hat mit dem schwächeren Thiere, giebt er dem stärkern den üblen Namen, Raubthier.

Kann der Raubvogel dafür, daß er, um sich zu erhalten, auf das Fleisch dieses oder jenes Thieres von der Natur angewiesen ist?

Wer das thut, was er soll, thut der Recht oder Unrecht?

Weil

Weil der Raubvogel nun nichts dafür kann, daß er seinen Hunger mit diesem oder jenem Thiere stillen muß, wollen wir deshalb böse auf ihn seyn, Otto? Oder uns wohl gar rächen, Wilhelm?

Nein, meine guten Kinder, mag doch ein Thier dem Menschen von seinem Ueberflusse etwas nehmen, er behält ja doch genug. Weg also mit dieser häßlichen Benennung! Die Natur selbst kann nicht rauben. Wir wollen alle Geschöpfe lieben, weil sie für ihr Daseyn nicht können. Der Mensch macht es ja selbst nicht besser. Er nimmt von der Natur, was er bekommen kann; will es nicht mit Güte, so hilft ihm sein Mordgewehr, und doch sagen wir nicht, er handele deshalb Unrecht, doch behält er den schönen Namen Mensch und verzehrt ganz unbekümmert seine Hasen, seine Rehe und seine Tauben.

Achtzehnte Unterhaltung.

Nutzen der Raubthiere.

Ich habe euch gestern, meine lieben Kinder, einen richtigen Begriff von Raubthieren zu geben gesucht, und ich hoffe, ihr werdet ihn für die Zukunft gefaßt haben. Indeß habe ich nur ihren guten Namen, so zu sagen, zu retten gesucht und sie den übrigen Thieren gleich gestellt. Aber was werdet ihr denken, wenn ich mich heute mit euch von einem besonderen Nutzen unterhalten will, den diese Thiere hervorbringen?

Otto. Lieber Vater, da würde ich ja durchaus mit dem Raubvogel mich gänzlich aussöhnen müssen?

Vater. Ich könnte durch meine Belehrungen gar nicht mehr gewinnen, als wenn du dadurch deinen Verlust richtig zu beurtheilen fähig würdest.

Habt ihr nicht schon bisweilen über Mangel an Futter für das Vieh klagen hören?

Wenn nun alle die Raubthiere, die nicht von Pflanzen leben, auch noch von diesen sich nähren

sollten, was würde daraus wohl entstehen, Bertha? — Auch würde die Erde gar nicht einmal groß genug seyn, alle die Pflanzen hervorzubringen, die für so viele Thiere dann nothwendig seyn müßten.

Würden also Pflanzen genug da seyn für alle, Otto?

Wie würde dann der Mensch erst klagen, wenn ihm seine Gartengewächse schon aufgezehrt würden, ehe sie noch zur Reife gekommen wären!

Der Fuchs, den man auch zu den Raubthieren rechnet, schadet zwar oft dem Menschen, indem er ihm seine Hüner, Hasen und Rehe verzehrt: aber wenn er nicht auch viele Frösche, Feldmäuse, Maulwürfe, Schnecken und Grillen fräße, so würden wir uns gar nicht vor diesen üblen Gästen zu lassen wissen.

Was braucht man auch besonders noch von dem Fuchse? Richtig! seinen Balg.

Eben so wie der Fuchs, nähret sich auch der Dachs von Fröschen, Regenwürmern, Heuschrecken u. a. Sein Fell und sein Fett sind vortrefflich zu gebrauchen.

Es ist übrigens nicht zu läugnen, wenn wir von dem Tiger hören, wie er andern Thieren den Bauch aufreißt und seinen Kopf hineinstürzt, um den hervorquellenden Blutstrom auszusaugen,

und nimmer satt wird, sondern sogleich wieder auf eine neue Beute ausgeht; wenn wir vom Wolfe hören, wie er Schaafe erwürgt, sich bey Nacht in den Stall schleicht und eine ganze Menge nach einander umbringt und sie dann verzehrt, ja nicht selten die Knaben auffrißt, die bey den Heerden auf dem Felde waren und sie hüteten, welches noch häufig geschieht; wenn wir sehen, wie ein Raubvogel auf ein unschuldiges Täubchen stürzt, ihr Sträuben und Flattern nicht achtet, sondern es ohne Mitleid verzehrt: daß uns alles dieses sehr unangenehme Empfindungen verschafft. Aber wir wollen einmal das letzte Schicksal eines jeden lebenden Wesens auf der Erde in Erwägung bringen. Wie geht es jedem Thiere und auch jedem Menschen am Ende, Friederike? — Es stirbt alles. Wir Menschen haben zwar aus Mitleid, Dankbarkeit und natürlicher Liebe, Achtung für das Alter, für den Greis und für jeden schwachen Menschen, dem die Kräfte mangeln. Wir verpflegen unsre Eltern, wenn sie anfangen, alt zu werden, weil sie dasselbe solange an uns thaten, und freuen uns, wenn wir für die vielen Sorgen und Bemühungen, die sie um uns seit unsrer Geburt überstanden, nur etwas thun können. Ist dies aber auch so bey den Thieren, Otto?

Wird den Thieren, die in der freyen Natur sich selbst überlassen sind, auch Arzeney und Er-

Erquickung dargereicht, wenn sie alt und schwach sind?

Wie mag das Alter, Krankheit und der Tod mancher Thiere wohl seyn, Wilhelm?

Welchen Tod müssen sie wahrscheinlich sterben, Bertha?

Wenn nun ein Raubthier sich eines sterbenden Thieres annimmt, es schnell seinem qualvollen Leben entreißt und von allen seinen Schmerzen befreyet, ist das nicht vortrefflich, Friederike?

Wer würde das todte Thier noch gebrauchen, wenn es die Raubthiere nicht verzehrten?

Wissen die Thiere auch, wie die Menschen, Otto, daß sie sterben müssen?

Können sie deshalb wohl Furcht vor dem Tode haben?

Machen die Raubthiere nicht auch vielen andern wieder Platz, die wieder zum Leben kommen?

Wenn jedes Thier so alt würde, als es nach der Natur werden kann, und keine Raubthiere da wären, so würden in der Zeit von einigen Jahren weit weniger Thiere gelebt haben. Dies scheint euch nicht begreiflich? Alle Thiere müssen

doch fressen, so lange sie leben? Kommt nun kein einziges um, so reicht das Futter nicht zu, und sie müssen alle vor Hunger sterben.

Wir sahen neulich bey unserm Spaziergange eine Menge Krähen und Raben bey einander, die alle um ein todtes Pferd herum waren und es wahrscheinlich in kurzer Zeit werden verzehrt haben.

Denkt euch den Geruch, den uns dieses Aas verursacht haben würde, wenn es gänzlich verfault wäre, wie unangenehm hätten wir uns in seiner Nähe dabey befunden? Wo liegt Aegypten auf dem Globus, Wilhelm? „Um Cairo, einer Stadt in diesem Lande, sind die Erdgeyer, zu tausenden vorhanden, um die Menge von Kameelen und Eseln zu verzehren, die bey ihrem Dienste für den Handel fallen, und bey der großen Hitze des Landes unausbleiblich eine Pest verursachen würden. Diese Vögel ziehen sogar den Reisenden nach, um sogleich das zu verzehren, was unterwegens stirbt.“ Denkt euch nun, nach dem was ich euch gesagt, ein Raubthier aus der Reihe der Thiere weg, etwa den Tiger oder die Hyäne, so müssen vielleicht alle die Thiere, die von ihnen gefressen werden, einen elenden Hungertod sterben, da sie auf diese Weise, je wüthender das Thier ist, desto leichter getödtet werden. Und damit auch der reißenden Thiere nicht zuviel würden

den, so müssen sie gegen einander selbst Krieg führen, wie die Hyänen, Löwen, Panther, Tiger und Leoparden.

Daß nun freylich nicht blos das Aas, sondern auch manches junge, muntere Thier ein Raub wird, das gehört zu dem Gange der Natur.

Otto, wenn du nun einmal wieder einen so großen Verlust leiden solltest; wenn dir selbst das zweyte Täubchen, welches ich dir geschenkt habe, von einem Raubvogel genommen würde, könnte dir dieser Verlust wieder einen so großen Schmerz verursachen, als der erste? oder würdest du dich vielleicht ruhiger dabey verhalten, und es als etwas ganz natürliches betrachten?

Neunzehnte Unterhaltung.

Uebergang zu dem Menschen.

Wir haben uns, meine lieben Kinder, nun in mehreren Unterhaltungen von den drey Reichen der Natur, wie man alles Vorhandene eintheilt, etwas unterhalten: über das Leblose, das ohne Empfindung und mit Empfindung Lebende, über Mineralien, Pflanzen und Thiere. Und nun wären wir ja wohl mit allen Geschöpfen fertig, Bertha?

Wie machten wir's; gingen wir von dem Vollkommenen zu dem Unvollkommenen herunter, oder gingen wir von dem Unvollkommenen zu dem Vollkommenen herauf?

Wenn wir bey den Thieren stehen bleiben, hätten wir dann schon das vollkommenste Geschöpf auf der Erde gehabt?

Welches mag dieses aber wohl seyn, Wilhelm? — Der Mensch. Glaubst du das auch, Otto?

Die Natur machten wir uns etwas zur Freundin, indem wir ihre Schätze und was sie enthält ein wenig näher kennen zu lernen suchten. Ihr

wünschtet auch das gern zu behalten, was ihr erfuhrt. Es schien uns schwer, die Menge der Dinge auf einmal zu übersehen und zu fassen. Wir machten uns deshalb die Erleichterung und theilten wieder die Mineralien, Pflanzen und Thiere ein, um sie dadurch besser kennen zu lernen. Aber kennen wir denn auch von dem Menschen schon etwas? Was sollte uns wohl näher angehen, die Natur, oder wir uns selbst?

Aber weshalb brauchen wir uns denn kennen zu lernen, Otto?

Es ist wohl ein besonderer Einfall von mir, daß ich euch sagen will, wer ihr seyd?

Du bist Bertha, du bist Wilhelm, du Friederike, du Otto, und das ist's alles, nicht mehr?

Dann seyd ihr auch meine Kinder, und ich bin euer Vater, braucht ihr mehr von euch zu wissen?

Nun was kann denn das seyn, Bertha?

Aber nun noch eine wichtige Frage! Da der Mensch zu den Geschöpfen gehört, so gehört er doch auch wohl billig zu einem von den Reichen der Natur?

Wilhelm, zu welchem Reiche würden wir ihn denn rechnen können, zu den Thieren, Pflanzen oder Mineralien?

Und

Und zu welcher Klasse von den Thieren?

Er gehört zwar nach den Kennzeichen zu der Klasse der säugenden Thiere, aber wir dürfen ihn wohl besonders betrachten; was meint ihr?

Warum dürfen wir dies wohl thun, Otto?

Welches Thier nährt sich, oder gleicht wohl am meisten dem Menschen? — Gut! der Affe.

Ihr habt gesehen, daß zwischen den Mineralien und Pflanzen die Meerpflanzen waren, und was stand zwischen den Pflanzen und Thieren, Friederike? — Die Zoophyten. Und so steht denn auch der Affe gleichsam zwischen den übrigen Thieren und dem Menschen, um ihn mit der Natur näher zu verbinden und in Verwandtschaft zu bringen.

Aber ist denn wirklich ein so großer Unterschied zwischen dem Affen und dem Menschen, Bertha? Der Affe macht ja so viel Künste, die der Mensch kaum nachahmen kann, ich dächte, er wäre eben so gut als der Mensch? Hier habe ich eine Abbildung eines Affen, der dem Menschen unter allen Affen am ähnlichsten sieht.

Wodurch unterscheidet sich zuerst der Kopf des Affen von dem des Menschen, wenn wir die äußere Gestalt beyder mit einander in Vergleichung bringen wollen?

Die

Der Scheitel ist flacher, das Maul von der Nase entfernter, die Nase unten platter.

Was bemerken wir an den Füßen des Affen für einen Unterschied mit den unsrigen? — Ihren Hinterfüßen fehlen die Waden, sie sind mehr unsern Händen als Füßen ähnlich; auch fehlen die Fersen, und die Zehen sind weit länger. Uebrigens behalten sie außerordentlich viel Aehnlichkeit, und eben wegen dieser Aehnlichkeit hat man sich auch häufig Mühe gegeben, sie zu erziehen, das heißt, sie eine Sprache zu lehren, ihnen vernünftige Vorstellungen und Begriffe beyzubringen und zu allerley Arbeiten anzuhalten. Aber der Affe blieb immerfort Affe, und wird es auch gewiß immerhin bleiben.

Was will ich damit sagen, Friederike?

Die menschliche Sprache lernten sie zwar zum Theil verstehen, so wie auch unsere Hunde und beynahe alle Thiere um uns dazu fähig sind; aber selbst reden lernte noch kein Affe. Dies macht schon einen sehr wichtigen Unterschied aus. Uebrigens haben die Naturforscher, die sie in ihren Wäldern näher kennen zu lernen sich bemühten, viel Klugheit in ihren Veranstaltungen angetroffen. „Sie leben dort nicht einzeln, sondern machen ganze Völkerschaften aus, leben auch ordentlich in einer gesellschaftlichen Verbindung mit einander, in welcher sich jeder nach gewissen Gesetzen bequemt, die

die sie unter sich gemacht haben. Sie haben ihre Oberhäupter, denen sie gehorchen, sie versammeln und berathschlagen sich, machen gemeinschaftliche Sache, vertheidigen sich untereinander, legen Magazine an, stellen Schildwachen aus, lösen sich einander ab und bestrafen sehr hart die Nachlässigen. Verschiedene Arten halten beym Auf- und Untergange der Sonne eine Zusammenkunft, wobey der eine gleichsam einen Redner vorstellt. Vermuthlich verabreden sie des Morgens, was sie anfangen wollen, und des Abends statten sie Bericht davon ab. Denn daß sich die Affen untereinander verstehen und Abrede halten, leidet keinen Zweifel. Die Weibchen tragen ihr Junges auf dem Rücken, und wenn sie es säugen wollen, nehmen sie es in die Arme und halten es an ihre Brust. Sie sind zum Nachahmen und mehreren Arbeiten sehr geschickt, besonders der Orang-Utang. Dieser nimmt Platz an der Tafel, macht seine Serviette auseinander, bedient sich des Löffels, des Messers und der Gabel, gießt sich Thee ein und thut Zucker hinein. Man lehrt sie auch auf dem Seile tanzen, sich putzen, Feuer anmachen, die Handkarren gebrauchen, die Trommel schlagen, Gläser ausspülen und viele andere Dinge, wozu kein anderes Thier geschickt wäre. Ja man hat Affen gesehen, die mit der einen Pfote einen Bratspieß herumdrehten, und mit der andern einen Bissen Brod in die Brühe eintunkten und verzehrten.

Melonen lieben sie sehr, und da, wo sie sich aufhalten, z. B. hier in Peru und hier auf der Insel Madagaskar, werden ganze Felder Melonen gebauet, wie bey uns die Kartoffeln. Solche Felder verwüsten sie oft ganz und zwar auf diese geschickte Art. Sie gehen in sehr starker Anzahl zu einem solchen Orte hin, stellen sich in eine lange Reihe, und zwar so, daß zwischen zweyen nur ein mittelmäßiger Zwischenraum bleibt. Nach Endigung dieser klugen Anstalt werfen sie sich die Melonen von Hand zu Hand. Jeder von ihnen fängt die ihm zugeworfene Melone sehr geschickt und mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf. Die Linie, welche sie machen, endigt sich gemeiniglich auf einem Berge. Alle diese Anstalten geschehen beym tiefsten Stillschweigen. Warum wohl, Otto? Könnten die Menschen wohl geschickter und besser diese Arbeit verrichten? Bey keinem Thiere sieht man auch die Empfindungen so auf dem Gesichte ausgedrückt, als bey den Affen. Man sieht es ihnen an, wenn es ihnen wohl geht, denn sie haben eine zarte Empfindung; sie thun auch so ängstlich in der Noth, wie die Menschen, und ihren Zorn zeigen sie durch Stampfen mit den Füßen an. Sie seufzen, wehklagen, weinen und lachen. Diese Erscheinungen müssen uns sehr aufmerksam machen, denn dadurch werden sie am meisten dem Menschen verwandt.

Wir finden nun zwar den Abstand der Affen von uns immer noch sehr groß, und bey aller ihrer Klugheit, ihrer Geschicklichkeit, und den schönen Empfindungen, deren sie fähig sind, scheinen sie uns dennoch weit unter dem Menschen zu stehen.

Seht, meine Kinder, ihr habt das Glück einen Vater und eine Mutter zu haben, deren größte Sorgfalt darin besteht, euch zu guten und einst brauchbaren Menschen zu bilden. Ihr werdet angehalten, etwas Nützliches zu lernen; wir zeigen euch was Recht und Unrecht ist, und bemühen uns euch Gefälligkeit gegen Jedermann beyzubringen. Meine Eltern trugen eben die Sorgfalt für mich, als ich ein Kind war, die Eltern eurer Mutter thaten auch dasselbe an ihr, so wir ihr in unserm Dorfe jeden Vater und jede Mutter geschäftig sehet, für ihre Kinder mit zu arbeiten und sie zum Guten anzuhalten. Aber dort, wo die Affen sind, giebt es noch sehr wilde, rohe Menschen, deren einzige Sorge nur ist, ihren Hunger zu stillen und sich vor der Witterung zu schützen.

Findet ihr es deshalb auffallend, daß diese die Affen für eine Art herumschweifender Menschen ansehen, die sich nicht die Mühe geben wollen, sich Hütten zu bauen? Ob diese deshalb auch wohl einen so großen Unterschied zwischen sich und den Affen wahrnehmen können, als wir? Denkt euch also, wie nahe der Affe an jene Menschen grenzen muß.

Zwan-

Zwanzigste Unterhaltung.

Einige Blicke auf die Bestimmung der Geschöpfe auf der Erde.

Herr W. hatte sich am gestrigen Abend vorgenommen, zur Belohnung der Aufmerksamkeit seiner Kinder, ihnen wieder die Freude zu machen, und sie den Aufgang der Sonne an dem heutigen Morgen auf dem Berge sehen zu lassen. Er konnte sie durch nichts mehr erfreuen, als wenn er sie in die freye, schöne Natur führte und ihnen darin einen frohen Genuß verschaffte. Sie liebten die Natur auch so sehr, daß ihr kleiner Gartenbau ihnen deshalb auch von außerordentlichem Werthe war. Als der Tag anfing sich zu nahen, ging er daher zu dem Lager seiner Kinder und weckte sie auf. Lächelnd sahen sie ihn an, wie gute Kinder immer froh erwachen, und als sie die Absicht von ihm vernahmen, weshalb er so früh zu ihnen gekommen war, erhuben sie einstimmig ein lautes Freudenrufen, machten sich schnell zum Gange fertig und in kurzer Zeit war der Vater auf seinem Lieblingsberge mit seinen Lieblingen. Sie hatten nun zwar schon mehreremale das herrliche Schau-

spiel des Sonnenaufgangs gesehen, aber es schien ihnen heute wieder neu zu seyn. Sie jauchzten und frohlockten, als sie heraufstieg, die Königin des Tages, sangen wieder das kleine Liedchen zur Begrüßung der schönen Natur und baten den Vater, seine Unterhaltungen mit ihnen doch hier fortzusetzen. Der gute Vater willigte gern ein und alle setzten sich zu ihm.

Seht, meine Lieben, dort in der Ferne pflügt schon so früh ein Landmann seinen Acker. Zwey starke Pferde ziehen ihm seinen Pflug und er geht ruhig und langsam hinterher.

Warum zieht der Bauer nicht selbst den Pflug, Bertha?

Wer hat mehr Kräfte, der Bauer oder die Pferde?

Wenn die Pferde also mehr Kräfte haben, warum zwingen sie nicht den Bauer, selbst den Pflug zu ziehen?

Ein paar Stricke und eine Peitsche ist hinlänglich, sie nach Belieben gehen zu machen.

Eine neue Erscheinung! ein fleißiger Fischer fährt dort auf dem Flusse mit seinem Kahne umher und wirft ein Netz ins Wasser.

Was glaubst du, Wilhelm, warum er das thut?

Wozu braucht er denn den Kahn und das Netz?

Wenn

Wenn er diese nicht hätte, würde er dann auch so gut fischen können, Friederike?

Wer verfertigte aber diese Hülfsmittel?

Dort werden wir noch einen Fleißigen gewahr, der sich bemüht, einen Baum umzuhauen.

Womit verrichtet er diese Arbeit, Otto?

Wer machte denn die Axt, Friederike?

Woraus ist sie verfertigt, Wilhelm?

Wird der Affe auch die Pferde regieren, solchen Kahn bauen und eine Axt machen können?

Wohin wir also um uns blicken, sehen wir den Menschen als den Ersten, als den Oberherrn der Erde. Er bauet künstliche Häuser, die Städte und Dörfer ausmachen; er geht in die Tiefen der Erde und benutzt ihre Schätze, Gold, Silber und Eisen zu seinem Gebrauch; er bauet sich Schiffe und reiset über das große Weltmeer in die entferntesten Gegenden der Erde; er zwingt die stärksten Thiere, seinem Willen zu gehorchen, und wo er steht und geht, muß ihm die ganze Natur zu seinen Absichten dienen.

Wenn ihm nun alles unterthänig seyn muß, kann er da nicht mit allen Dingen machen, was er will?

Bertha, wenn du den Bauer dort die Pferde ausspannen sähest, und Zeuge seyn müßtest, wie er ohne Ursache sie auf eine entsetzliche Weise schlüge, wie würdest du ihn dann nennen? — Einen Grausamen, Unbarmherzigen.

Aber ich denke, der Mensch kann mit allem machen, was er will?

Wenn nun der Bauer gerade dieses will und seine Pferde peitschen, wer hindert ihn?

Thut er Recht oder Unrecht?

Warum Unrecht, Wilhelm?

Kann der Mensch, oder darf er vielmehr alle Dinge brauchen, wie er will, Bertha?

Welchen Gebrauch darf er nur davon machen, Otto?

Scheint nicht alles um des Menschen willen da zu seyn?

Wenn dieses ist, so muß er ja auch wohl von allem einen Nutzen haben können?

Wovon er keinen Nutzen hätte, oder keinen Gebrauch machen könnte, wäre das für ihn da?

Welchen Nutzen mag er von den vielen tausend Thierchen haben, die in den Sümpfen und in den Meeren leben, und welche er größtentheils nicht einmal kennt?

Wozu nutzen uns die Thiere, die wir durch das Mikroskop betrachtet haben, Bertha?

Wenn ein reißendes Thier einen Menschen erwürgt und verzehrt, Wilhelm, scheint denn nicht

der Mensch auch des Thieres wegen da gewesen zu seyn?

Ist demnach alles um seinetwillen da?

Wenn ich dir Geld gebe, Friederike, und zu dir sage: ich überlasse dir die Bestimmung davon, verstehst du mich dann?

Wozu ist überhaupt wohl alles Geld bestimmt?

Dient es also auch zu gewissen Absichten?

Ob es vielleicht etwas giebt in der Natur, was durchaus zu gar keinen Absichten diente? oder, welches eben das ist, das gar keine Bestimmung hätte?

Wenn wir uns also nichts ohne Bestimmung denken, muß denn daher jedes Ding seine Bestimmung haben, Otto?

Haben deshalb die Thiere, Pflanzen und Mineralien auch ihre eigene Bestimmung?

Die Bestimmung der Mineralien und Pflanzen sehet ihr leicht ein, denn wir haben ihren Nutzen und Gebrauch schon gehabt. Aber bey den Thieren können wir noch einen Augenblick verweilen, da wir sehen, daß sie nicht so wie die Pflanzen um des Menschen willen da sind.

Welches mag denn nun aber ihre eigentliche Bestimmung seyn?

Ist's dem kleinsten Thiere lieb, wenn es Schmerzen leidet?

Aber wenn es sterben soll, Otto?

Ist ihm sein Leben deshalb wohl werth, Wilhelm?

Ob jedes Thier auch eine gewisse Freude in seinem Leben empfindet, Friederike?

Kann dem Thiere selbst etwas wichtiger oder werther seyn, als sein eigenes Wohlseyn?

Oder glaubst du, Bertha, daß es dem Pferde lieber ist, die Lasten der Menschen zu ziehen, als sich zu sättigen?

Könnten wir nun nicht annehmen, daß dieses eine Bestimmung für alle Thiere wäre, Freude und Wohlsein zu genießen?

Darf das Thier auch Freude genießen?

Wenn wir ihm dieses verstatten müssen, Wilhelm, ist es alsdann zunächst um sein selbst oder um anderer willen da?

Gewiß ist zunächst jedes lebende Geschöpf um sein selbst willen da, und zwar um soviel Freude zu genießen, als es seiner Natur nach möglich ist. Dieses wollen wir seine erste Bestimmung nennen. Eine zweyte Bestimmung könnten wir dann annehmen, daß jedes wieder für ein anderes ist oder ihm dient, entweder wie dem

Men=

Menschen die Thiere zu seinem Nutzen und sich von ihnen mit zu erhalten, oder wie ein Thier für das andere, zur Nahrung allein. Wenn ihr dieses gefaßt habt, meine lieben Kinder, so werdet ihr auch einsehen, daß der Mensch nicht das Recht hat, mit den Thieren umzugehen, wie er nur will: sondern er muß stets ihre erste Bestimmung vor Augen haben, und ihnen, so viel er kann, selbst ihre Freuden erhöhen, die dann freylich nur darin bestehen können, daß er diejenigen Thiere, von denen er umgeben ist und die ihm Dienste leisten, nicht Noth leiden läßt: sie also verpflegt, für ihre Nahrung besorgt ist, sie nicht quält oder unbarmherzig mit ihnen umgeht.

Der Vater schloß hier seine Unterhaltung und ging mit seinen Kindern zur Wohnung zurück.

Ein und zwanzigste Unterhaltung.

Fortsetzung. letzte Bestimmung des Menschen auf der Erde.

Wer hat sich gestern auf unserm Berge durch nichts zerstreuen lassen, und ist achtsam genug gewesen, daß er mir sogleich wieder sagen kann, welche Bestimmung wir für die erste der Thiere ansahen?

Gut! Bertha, sich seines Daseyns zu freuen und soviel Freude zu genießen, als es seiner Natur nach möglich ist. Und welches war die zweyte, Wilhelm? — Sie bestand in dem Dienste des einen für das andere. Aber von wessen Bestimmung möchtet ihr nun auch wohl gern etwas hören?

Liebt ihr euch untereinander, meine Kinder? Liebt sich ein jeder von euch auch selbst?

Möchtet ihr dann nicht auch wissen, weshalb ihr eigentlich lebtet, zu welchen Absichten ihr dienen sollt, oder, wie wir's nennen wollen, welches eure eigentliche B e s t i m m u n g unter den übrigen Geschöpfen auf der Erde ist?

Wir

Wir wollen versuchen, ob wir es erfahren können.

Der Vater zog, indem er dies gesagt hatte, ein Kupferstich aus der Tasche, rollte es aus einander und legte es den Kindern vor. Seht, hier sitzt ein junger, reicher Mann auf einem weichen Sopha in einem herrlichen Zimmer. Vor ihm steht ein Tisch mit vielerley Wein und köstlichen Eßwaaren. Er genießt ein Glas Wein und er scheint ihm vortrefflich zu schmecken. Dort steht eine Anzahl Musiker, die ihm seinen Genuß noch erhöhen, und mit der schönsten Musik ihn unterhalten. Ob er wohl traurig seyn wird, Otto?

Führt der nicht ein vortreffliches Leben, Wilhelm?

Möchtest du ihm nicht Gesellschaft leisten?

Denkt euch nun so alle Tage zu leben, wie schön müßte das seyn!

Genießt er nicht Freude über sein Daseyn, Friederike?

Wenn dieser Mensch nun weiter nichts thut, als immerfort für sein Vergnügen bedacht ist, wird er dann nicht seine Bestimmung am Ende seines Lebens erreicht haben?

Wird man nicht von ihm sagen, Bertha, er war ein reeller, vortrefflicher Mann, er genoß

die Freuden des Lebens und war dabey glücklich und froh?

Oder sollte es noch eine andere Bestimmung für den Menschen geben? — Ihr scheint es zu erwarten, wie ich aus euren Antworten sehe. Aber bedenkt nur, war es nicht die erste Bestimmung des Thieres, soviel Freude zu genießen, als es seiner Natur nach möglich ist?

Der Mensch gehört ja auch zu der Klasse der säugenden Thiere, könnte er in seiner Bestimmung so sehr von ihnen abweichen? — Der Vater rollte den Kupferstich wieder zusammen, und brachte ein zweytes heraus. Ich muß euch, sagte er, schon auf einige Augenblicke einen traurigen Anblick verschaffen; aber es gehört dazu, um uns über die wahre Bestimmung des Menschen näher zu unterrichten. Da ihr die erste Vorstellung nicht als richtig erkanntet, so werdet ihr nicht zweifeln, daß diese zweyte die wahre seyn wird. O weh! o weh! riefen die Kinder einstimmig, als der Vater das Blatt öffnete. Seht einen Menschen, der von einem reißenden Tieger zerrissen wird, und ihm zur Nahrung dienen muß. Die Kinder sahen ihren Vater bedenklich an. Nun, fuhr er fort, glaubt ihr noch nicht, daß dieses die wahre Bestimmung des Menschen ist?

Kann

Kann der Tieger etwas besseres haben?

Dient der Mensch ihm nicht zu einem herrlichen Schmause?

Die Kinder kamen alle dahin überein, das könnte unmöglich, und noch weniger als das erste, die Absicht seyn, weshalb der Mensch lebte.

Vater. Sollte es denn noch ein drittes geben, und der Mensch allein eine Ausnahme machen?

Otto. O! lieber Vater, du hast gewiß noch ein Bild in der Tasche, bring' es nur heraus, das wird sicher was schönes seyn!

Vater. Aber ich möchte wissen, Otto, wie du so etwas denken könntest? Indessen, weil du so gut gerathen hast, so muß ich schon deinen Wunsch befriedigen. Aber was wird das seyn? fragte er, indem er es aufdeckte. Die Kinder sahen sehr begierig darauf hin. Herrlich! herrlich! riefen alle zugleich. Es war eine Anzahl Kinder, die ein Vater um sich versammelt hatte, und sie belehrte.

Otto. Sieh! Wilhelm, der sieht gerade wie du aus.

Vater. Werdet ihr nun auch verstehen, was dieses sagen soll? Ihr werdet euch noch erinnern,

innern, daß wir im Anfange unsrer Unterhaltungen von den Zwecken redeten, die man, bey dem, was man thut, hat.

Bertha. O! das weiß ich noch sehr gut, lieber Vater.

Alle. Ich auch, ich auch!

Vater. Und welches war der Zweck, weshalb ich euch unterrichtete? Gut! die Erweiterung eurer Kenntnisse. Und was, sagte ich, nützte euch die Erweiterung eurer Kenntnisse? — Sehr gut! ihr solltet dadurch richtig denken und gut handeln lernen.

Ob der Vater hier diesen Zweck auch wohl hat?

Was will er also die Kinder lehren, Otto?

Kann es noch etwas Besseres und Wichtigeres für den Menschen geben, als wenn er richtig denkt und gut handelt, meine Kinder?

Worin muß deshalb die größte Freude des Menschen bestehen, Bertha?

Handelt dieser Vater hier auf dem Bilde auch gut?

Was wollen wir nun auch als die erste Bestimmung des Menschen auf der Erde annehmen?

Sollen

Sollen alle Menschen gut handeln, Wilhelm *)?

Wollt ihr auch gut werden? — Die Kinder umarmten den Vater, und versprachen, daß sie gewiß alles thun würden, was er nur wünschte, ihm nie mit Absicht ungehorsam seyn, und seine Liebe immer mehr zu verdienen, sich bemühen wollten.

Vater. Aber warum hieltet ihr denn eigentlich die erste Vorstellung nicht für die Bestimmung des Menschen?

Darf denn der Mensch gar keine Musik hören? Darf er keinen Wein trinken? — Allerdings hat er das Recht sich mannigfaltige Freuden zu verschaffen; nur muß er diese nicht als den Zweck ansehen, weshalb er lebt, und das Wichtigere darüber vernachlässigen oder vergessen. Zuerst soll er also gut handeln und sich nützlich machen, und

*) Man bedenke, daß hier nur Winke zu der Bestimmung des Menschen und seinem Unterschiede von den Thieren, gegeben sind. Die eigentliche Linie, wodurch die Natur beyde trennte, die Freyheit und der Wille, wollte ich absichtlich noch nicht berühren, weil ich sonst von meinem mir vorgezeichneten Ziele abgewichen seyn würde. Diese Materie wird künftig bey den Seelenkräften abgehandelt werden.

und dann kann er sich erlaubten Vergnügungen überlassen.

Und liegt nicht in dem Gutes thun auch schon ein großes Vergnügen, Bertha?

Seyd ihr nicht recht froh, stets in meinen Unterhaltungen mit euch? Glaubt ihr aber nicht auch etwas Gutes zu thun, wenn ihr aufmerksam bey dem Unterrichte seyd und, was ich euch lehre, zu behalten sucht?

Zwey und zwanzigste Unterhaltung.

Fortsetzung. Kurze Anwendung davon auf die häusliche Erziehung.

Herr W. ging an diesem Morgen in der Frühe zwischen den Bäumen seines Gartens auf und ab, und stellte mancherley Betrachtungen an. Er sah, wie seine jungen Obstbäume, die er selbst gezogen hatte, in diesem Jahre viele Früchte zu bringen versprachen. Seine Freude war groß darüber. Ihr erreichet vollkommen eure Bestimmung, sagte er; der Fleiß und die Sorgfalt, die ich an euch gewandt habe, sind nicht unbelohnt geblieben. Wie ist es doch so schön, wenn man seine Mühe nicht verloren sieht! Indem er dieses noch sprach, hörte er in der Entfernung ein freudiges Gelächter. Er sah sich um und siehe! seine muntern Kinder waren es, die ihn aufgesucht hatten. Sie baten ihn inständigst, doch ihren kleinen Garten jetzt zu besuchen, wie herrlich darin alles stünde. Gern ging der Vater mit, und hatte besonders über die junge Baumschule eine große Freude, die seine Kinder angelegt hatten. Wenn die Bäumchen gepflegt

und

und gewartet werden, sagte er, so werden sie auch ihre Bestimmung erreichen; oder glaubt ihr, daß diese darin besteht, daß man sie aufwachsen läßt, wie die Natur es will, wild und ohne Ordnung, damit sie einst harte und bittre Früchte tragen? Die Kinder begriffen dieses leicht, daß dem Menschen mehr zu thun gebühre, als den Saamen allein der Erde anzuvertrauen. Sie erlebten ja selbst täglich die Beyspiele davon, wie sie bald Unkraut zu jäten hatten, bald vor Insekten und Gewürme die jungen Pflanzen bewahren mußten, bald wegen der Dürre am Abend begossen, bald etwas anzubinden oder abzuschneiden fanden. Wenn diese Bäumchen also, fuhr der Vater fort, einst süße und schmackhafte Früchte tragen, so haben sie ihre Bestimmung erreicht, und man sagt von ihnen: sie sind gut. Wo nicht, sind schlechte, kleine Früchte daran, so seyd ihr entweder Schuld, daß ihr sie vernachlässigtet, oder irgend ein Uebelstand, etwa große Hitze, Dürre oder sonst etwas Aehnliches hat euch eure Mühe verdorben. Sie gingen mit einander noch im Garten herum, und als die Zeit der Unterhaltung herangekommen war, kamen die Kinder zum Vater und baten ihn, sie zu belehren, was sie thun müßten, um auch ihre Bestimmung erreichen zu können. Der Vater nahm eins nach dem andern in seine Arme und freute sich sehr dieses schönen Gedankens, den nur ein gutes Herz fassen konnte.

Glaubt

Glaubt ihr, daß es so schwer sey, fieng der Vater an, eure wahre Bestimmung zu erreichen?

Otto. Wie können wir recht gut werden und dich immerfort lieben?

Vater. Ihr wollt darüber noch eine ganz besondere Belehrung und wißt's im Grunde selbst sehr gut. Vergeßt euch nie, seyd stets aufmerksam auf euch selbst und habt immer die goldnen Worte gleichsam vor Augen: richtig zu denken und gut zu handeln, so thut ihr das, was eure Bestimmung fordert. Beydes werdet ihr nach und nach an euch selbst erfahren, was es ist, und zum Theil wißt ihr es auch schon jetzt. Doch damit ich eure Aufmerksamkeit gegen mich prüfe und erfahre, ob ihr nicht blos Worte habt, sondern auch einen guten Willen, so sollt ihr künftig täglich Gelegenheit finden, mir besondere Beweise davon zu geben. Ihr seyd gute Kinder, aber auch die besten haben ihre Fehler, an denen sie beständig arbeiten müssen, damit sie nicht zunehmen. Bertha, ich höre z. B. deine Mutter öfters über deinen Leichtsinn klagen, daß du viele Dinge anfingest und keins vollendetest, daß du oft in der andern Minute nicht wüßtest, was sie in der vorigen dir gesagt und dergleichen mehr. Dieser Fehler, so geringe er dir scheinen mag, weil du nichts Böses mit deinem Willen zu thun glaubst, läßt sich schwer ablegen,

wenn er von einem Tage zum andern mit übergetragen wird. Wilhelm, du nimmst bisweilen ohne Grund ein übles Wesen an, bist leicht zu beleidigen und störst dadurch manchmal kleine Freuden. Friederike, an dir hätte ich deine Naschhaftigkeit und Unmäßigkeit zu tadeln, und Otto, an dir deine Neugierde, zuweilen auch eine Langsamkeit, wenn du gefällig seyn sollst, und immer noch eine gewisse Unordnung. Wollt ihr nun recht gute Menschen werden, und jetzt gute Kinder seyn, so denkt nur daran, was ihr selbst an andern tadeln würdet; was euch an denen nicht gefällt, thut auch selbst nicht. Seyd ihr alle davon überzeugt, daß eure Fehler euch bisweilen misvergnügt machen und Tadel zuziehen? Ich will versuchen, ob ich euch durch einen Vorschlag noch vergnügter machen kann, als ihr es ohnehin schon seyd. Ich nehme an, es käme eine Gesellschaft Kinder zu euch, um euch einige Tage zu besuchen. Bertha, du giebst dem einen Mädchen beym Spiele hin und wieder Aufträge, die es besorgen sollte: sie richtet aber keinen einzigen aus, vergißt alles wieder, was du ihr gesagt, und verdirbt dadurch natürlich öfters das Spiel. Wilhelm, du willst mit dem einen Knaben spaßen und lustig seyn, er hat aber keine Lust, ist mürrisch und verdrießlich. Friederike, du siehst das zweyte Mädchen am Mittage von allem fordern, und nie zufrieden seyn mit dem, was es erhält. Otto, du hörst den jüngsten Knaben

ben jeden Morgen klagen, daß er seine Kleider nicht finden könne, und siehst ihn, alles was ihm vor Augen kömmt, befassen und angreifen, natürlich auch manches zerbrechen: wird euch dies alles an den Kindern gefallen? werdet ihr in der Zeit, wo sie fehlen, sie lieb gewinnen können?

Nun hört! Ich mache einem jeden von euch ein kleines Buch, und zwar mit folgenden Ordnungen für jeden Tag. Die erste Ordnung enthält das An- und Auskleiden; die zweyte die Aufmerksamkeit; die dritte, Mäßigkeit; die vierte, Arbeitsamkeit; die fünfte, Sittsamkeit, und die sechste, das gute Betragen, oder Gefälligkeit. Die Gesetze dabey sind diese: In einer Viertelstunde ist es sehr gut möglich, daß ihr euch an- und auskleiden könnet. Wer also beydes am Morgen und am Abeud in dieser Zeit thut, der macht in die Ordnung dazu eine 1, wo nicht, eine 0. Wer aufmerksam in den Unterhaltungen bey mir ist, so daß ich ihm meine Zufriedenheit darüber bezeuge, der macht in die Ordnung der Aufmerksamkeit eine 1, wo nicht, eine 0. Wer mäßig und enthaltsam beym Mittags- und Abendessen ist, außer dieser Zeit keiner unnützen Naschhaftigkeit sich beschuldigen läßt, der macht in die Ordnung der Mäßigkeit am Mittage und Abend eine 1, wo nicht, eine 0. Wer arbeitsam ist und fleißig bey den Handarbeiten: ihr, Bertha und Friederike,

bey eurem Nähen, Stricken oder was euch sonst von der Mutter in diesen Geschäften aufgetragen wird; und ihr beyde, Wilhelm und Otto, bey euren Papparbeiten, Fleckelzopfen und dergleichen kleinen Handarbeiten mehr, der macht wieder in die Ordnung der Arbeitsamkeit eine 1, wo nicht, eine 0. Wer sittsam ist, das heißt, keine unanständigen Stellungen, Lagen, Gebärden und Worte braucht, und am Tage nicht mehrmals deshalb ist erinnert worden, der macht in die Ordnung der Sittsamkeit am Abend eine 1, wo nicht, eine 0. Wer endlich gefällig sich zeigt, mit Freuden jeden Auftrag ausrichtet, hauptsächlich aber sich keines üblen Vergehens gegen seine Geschwister oder gegen jemand hat zu Schulden kommen lassen — der macht in die Ordnung der Gefälligkeit eine 1, wo nicht, eine 0.

Das ist ganz vortrefflich! riefen alle. Das ist prächtig! rief Wilhelm, nun leben wir schon unter Gesetzen, wie die großen Menschen. Ich werde gewiß mich hüten, daß ich die bösen Nullen nicht nöthig habe zu schreiben. O! ich auch, ich auch! rief jeder ihm nach.

Vater. An jedem Morgen zeigt ihr mir eure Bücher, damit ich sehe, ob alles richtig eingetragen ist, und ich nicht jemandem einen Irrthum überweisen kann. Am Ende der Woche aber

setze

setze ich mein Urtheil darunter, und wie dies ausfallen soll, das hängt von einem jeden ab. Wer die wenigsten Nullen hat, ist der beste in der Woche gewesen. Noch muß ich anmerken, wer etwas vergißt aufzuschreiben, der zeigt natürlich keine Achtung gegen sich selbst, und dem mache ich deshalb da, wo etwas vergessen ist, ein †. Die Kreutze sind daher das allerschlimmste, und wer überwiesen wird, daß er etwas falsch eingetragen hat, deshalb wenig Nachdenken anwandte, der erhält zwey Nullen für das Falsche. O weh! da müssen wir uns sehr in Acht nehmen, riefen alle, das sind sehr strenge Gesetze.

Otto. Ich will lieber eine ganze Stunde stehen, wenn ich aufschreibe, als daß ich etwas falsch eintrage.

Vater. Ihr wolltet wissen, meine lieben Kinder, wie ihr's anfangen könntet, recht gut zu werden und eure Bestimmung zu erreichen. Ich habe euch hiemit eine kurze Anweisung gegeben. Der Mensch, der sich nicht selbst gewisse Gesetze macht, nach denen er handeln will, der steht in großer Gefahr, alle Augenblicke zu fehlen. Wer sich frühzeitig bemüht, kleine Gesetze zu befolgen, dem werden die größern dann auch nicht schwer, und er braucht am Ende gar keine Gesetze mehr.

 Uebri=

Uebrigens könnt ihr als Kinder nicht mehr thun, als diesen Vorschriften treulich nachleben, die ich euch eben gegeben habe. Eure Bestimmung als Kinder habt ihr erreicht, wenn ich euch sage, ihr seyd gute Kinder, und seyd ihr als Kinder gut, so erreicht ihr auch als größere Menschen gewiß eure Bestimmung. Und nichts kann euch dann werther seyn, als wenn man allgemein von euch sagt: ihr seyd gute Menschen, und kein einziger euch das Gegentheil beweisen kann*).

*) Ich hoffe wegen dieses, vielleicht scheinenden, Misverhältnisses dieser Unterhaltung zu dem Ganzen, Verzeihung zu erhalten. Mancher könnte fragen: „wie gehört denn so etwas in eine Einleitung zur „Religion? Erziehungsregeln gehören nicht in ein „Buch, das nur den Unterricht zur Absicht hat. „Das kann ein jeder selbst auffinden, und ist „überdem zu umständlich und überflüßig in jeder „guten Erziehung." Für eine solche Erziehung, wo dergleichen Hülfsmittel nicht nöthig sind, habe ich alle Achtung. Nur befürchte ich, daß es dergleichen wenige geben möchte, und für das schon Vollkommene ist es überhaupt überflüßig, nur irgend eine Regel zu geben. Man hat dergleichen Anweisungen zwar schon in Menge, und in jeder häuslichen Erziehung wohl überdem noch eine besondere, die nach der Beschaffenheit der Individuen abgefaßt und geordnet ist. Aber immer glaube ich, bleibt es noch die Materie einer Preisaufgabe: wie man auf eine zweckmäßige und einfache Art ein Kind zuerst zum

Nachdenken über sich selbst und seine Handlungen gewöhnen müsse? Ich gestehe, daß ich in meiner Lage allen meinen Scharfsinn aufgeboten habe, um etwas Taugliches, diesem Zwecke gemäß, aufzufinden, und versichere, daß ich von allen den Mitteln, die ich dazu anwandte, keins so bewährt gefunden habe, als dieses gegebene. Ich stand in der That an, ob eine solche specielle Auseinandersetzung hier an ihrem rechten Orte stände, aber ich konnte mich nicht gänzlich von der Unzweckmäßigkeit überzeugen. Wenn so vieles, ja beynahe alles, auf die Gewöhnung in der Kindheit ankommt; wenn den größeren Tugenden der Beharrlichkeit und Standhaftigkeit im Guten, durch kleinere Tugenden, die Gewöhnungen sind, vorgearbeitet, und hier auf diese gegründet werden müssen: so gehört, nach meinem Bedünken, alles das, wenigstens in eine Einleitung zu dem würdigen und erhabenen Buche der Religion, zu dessen Lesung jedes Menschenherz hinzueilen getrieben wird, was diese kleineren Tugenden sichern hilft. Und deshalb kann eine solche Einleitung so lang seyn, wie der Unterricht des ganzen Kindesalters, soweit man dieses annehmen will, wenn sie den neuen Menschen rein und mit Gefühl den alles mit Liebe umfassenden Armen des Allvaters zu überliefern beabsichtigt, und das junge Herz von Stufe zu Stufe zu dieser Freude gleichsam vorbereitet. Das Philosophiren, Räsonniren und Auseinandersetzen über jeden Fehler eines Kindes, das noch den Faden moralischer Sentenzen und Abhandlungen nicht zu verfolgen im Stande ist, ja, wenn man sich die Mühe nähme und das Gefaßte untersuchte,

nicht die Hälfte gehört und verstanden hat, ist überflüßig und schädlich. Ueberflüßig, weil wir denselben Fehler, troz des schönen Räsonnements tausendmal wieder kommen sehen: schädlich, weil der Eindruck von Zeit zu Zeit immer schwächer wird, und am Ende jede Zurechtweisung wenig mehr fruchtet. Aber soll man denn nichts sagen? Ich glaube wirklich, lieber nichts, als zuviel. Die gröſste Kunst in diesem Verfahren besteht darin, die Umstände so zu lenken, daß der Nachtheil, den jeder Fehler eigentlich mit sich führt, auf das Kind selbst wirke, und dadurch auf eine gute Art eine Reue hervorgebracht wird, die durchaus nie gefordert werden kann, sondern unmittelbar ein Eigenthum des Herzens bleiben muß. Man eile weniger, so findet sich das Gute, das Erbtheil jeder Menschenbrust, von selbst.

Der

Der Mensch.

Drey und zwanzigste Unterhaltung.

Hinblick auf die körperliche Gestalt des Menschen.

Vater.

Wenn jedes Ding oder Geschöpf seine eigene Bestimmung hat, Bertha, oder zu gewissen Absichten dienen soll, glaubst du nicht, daß dieses so beschaffen, oder so gebauet seyn müsse, um diese Bestimmung zu erreichen? Welches ist wohl die Bestimmung der Eiche, Wilhelm?

Wenn die Eiche keinen so starken Stamm, kein so festes Holz hätte, Friederike, würde sie euch dazu dienen, dem Menschen Erwärmung, und die Materie zu verschaffen, woraus er so mancherley Sachen bereitet?

Oder, Otto, hat die Eiche schon deswegen den starken Stamm nöthig, damit sie ihre Früchte tragen könne?

Würde ein dünnerer Stamm nicht eben die Dienste thun?

Wel-

Welches ist wohl die Bestimmung der vielen Obstbäume, Bertha?

Aber warum mag der Apfelbaum einen stärkeren Stamm erhalten haben, als der Kirschbaum, Wilhelm?

Ich dächte, wenn der Johannisbeerstrauch so hoch und so stark wüchse, als die Eiche, das müßte doch vortrefflich aussehen, Friederike?

Könnten wir das Holz des Johannisbeerstrauchs auch so brauchen, wie das Eichholz?

Warum nicht, Otto?

Wozu sollte also blos der Johannisbeerstrauch dienen?

Erreicht er seine Bestimmung auf die Art, wie er gebauet ist, Wilhelm?

Wozu dient das Gras, Bertha?

Warum durfte er nicht höher wachsen, Friederike?

Wenn es auf großen Bäumen wüchse, Otto, würde das Vieh dann auch davon fressen können?

Würden es die Menschen mit so leichter Mühe mähen, als es jetzt geschieht, Wilhelm?

Wozu mag der Regen bestimmt seyn, Bertha?

Wenn nur dann und wann einzelne kleine Tropfen herunterfielen, würde der Regen dann seine Bestimmung erreichen, Wilhelm?

Warum

Warum nicht, Friederike?

Wozu nützt das Pferd, Otto?

Wozu hat es denn den starken Körperbau nöthig?

Ich dächte, wenn das Pferd so gebauet wäre, wie ein Schaaf, so hübsch klein, mit den zarten Beinen, das müßte niedlich aussehen?

Warum nicht, Friederike?

Aber du würdest ja denn reiten können, Otto?

Könnte es also seine Bestimmung erreichen, wenn es wie ein Schaaf gebauet wäre?

Aber wenn das Schaaf so groß wäre, wie ein Pferd, das ginge noch an?

Würde das Fleisch auch dann zu genießen seyn?

Wozu dienen die Vögel, Bertha?

Weshalb brauchen sie denn zu fliegen, sie könnten ja eben so gut auf der Erde bleiben, Wilhelm?

Warum sind sie denn nicht so groß, wie die vierfüßigen Thiere, Friederike?

Wenn sie so groß wären, wie die Kühe z. B. würden sie dann auch gut fliegen können?

Aber wenn sie Hörner hätten, Otto, das müßte doch sehr gut aussehen?

Warum haben sie diese nicht nöthig?

Weshalb der Storch die langen Beine und den langen Schnabel nur haben mag, das möchte ich doch wissen, Friederike?

Würde er die Frösche aus dem Sumpf hervorholen können, wenn er wie ein Sperling gebauet wäre?

Wie geht das zu, daß die Gänse und Enten schwimmen können, ohne dazu belehrt zu werden, Wilhelm?

Wenn ihr ganzer Körper nicht einen besonderen Bau zum Schwimmen hätte, die Federn nicht mit einer ölichten Feuchtigkeit versehen wären, und ihnen die Schwimmhäute zwischen den Zehen mangelten, würden sie dann auch schwimmen können?

Aber warum sollten sie denn schwimmen, Bertha?

Ist ihnen etwa auch Nahrung im Wasser angewiesen?

Hat das Huhn denn nicht Neigung, auch das zu genießen, was die Enten und Gänse im Wasser finden, Friederike?

Wenn es diese Neigung hätte, Otto, würde es dann nicht auch wahrscheinlich Schwimmhäute erhalten haben?

Würde das Thier glücklich seyn, wenn ihm eine Neigung angeboren wäre, die es gar nicht befriedigen könnte?

Wozu dienen die Fische, Bertha?

Wie

Wie leben sie, Otto?

Wie geht das zu, daß sie im Wasser leben können?

Warum haben sie keine Füße?

Wozu braucht der Raubvogel seinen starken krummen Schnabel, Wilhelm?

Warum mußte er gerade krumm seyn, Friederike?

Weshalb braucht der Löwe mehr Kraft, als das Pferd, Otto?

Würde er sich vom Raube anderer Thiere nähren können, wenn er diese nicht bezwingen könnte, Bertha?

Wenn der Löwe nur so stark wäre, wie ein Hase, würden dann auch die andern Thiere nöthig haben sich vor ihm zu fürchten, Wilhelm?

Und wenn der Hase die Kräfte des Löwen hätte, würde er dann vor den Hunden laufen?

Halten wir hier ein wenig inne! Ihr seht, meine lieben Kinder, daß alles seiner Bestimmung gemäß gebauet ist. Wir könnten noch viele tausend Dinge anführen, und sie uns alle glücklich beantworten. Ja, wir können alles nehmen, was wir nur in der Natur sehen und finden, und wir werden allemal die Ursache anzugeben wissen, warum es so und nicht anders gebauet ist, warum es diese und keine andere Kräfte hat, warum es mit diesen und keinen andern Eigenschaften ausgerüstet ist.

Sehen wir nun aber alles um uns so schön, und seiner Bestimmung gemäß eingerichtet: so kommen wir natürlich, wie in einem Cirkel auf uns selbst zurück, und fragen uns: weshalb sind wir Menschen denn gerade so und nicht anders gebauet?

Sollte diese Frage nicht wichtig für uns seyn?

Ihr traget euren Körper allenthalben mit euch herum, verrichtet mit ihm tausend Dinge, und habt wohl über den künstlichen Bau desselben noch nicht einmal nachgedacht? Wir wollen morgen versuchen, ob wir uns darüber etwas näher unterrichten können. Heute war es meine Absicht, euch blos aufmerksam auf denselben zu machen und euch gleichsam dazu vorzubereiten.

Vier und zwanzigste Unterhaltung.

Schönheit des menschlichen Körpers.

Vater.

Wer gestern aufmerksam war, wird mir jetzt sagen können, worüber wir uns unterhalten werden? Ich habe euch bisweilen schon von der Luftmaschine erzählt, die man erfunden hat, um den Menschen gleich den Vögeln wohlbehalten durch die Lüfte zu führen. Aber ich habe auch zugleich dabey gedacht, ob es nicht besser wäre, daß der menschliche Körper überhaupt so eingerichtet seyn möchte, um, wie die Vögel, auch ohne diese Maschine die Luft zu durchstreichen?

Was glaubt ihr, ob die Vögel nicht darin einen entschiedenen Vorzug vor dem Menschen haben, daß sie mit solcher Schnelligkeit bald hier, bald dort seyn können?

Es kann wohl nur auf einige Augenblicke dem so scheinen, der noch nicht darüber nachgedacht hat, welche Unordnungen daraus entstehen würden, wenn

die ganze Menschheit in der Luft leben könnte. Ich will es euch überlassen, selbst darüber nachzudenken, und nur eins anführen. Wenn mein Bruder, euer Oncle, uns alle Jahre einmal besucht, freuet ihr euch nicht immer schon lange vorher auf seine Ankunft?

Otto. Wird der Oncle kommen, lieber Vater?

Vater. Nein, er kann jetzt noch nicht kommen, aber würdet ihr euch auf seine Ankunft auch so freuen, wenn ihr zu ihm fliegen könntet, so oft es euch einfiele?

Es wäre nun zwar sehr gut, wenn wir ihn beständig sehen könnten, denn er liebt euch sehr. Aber da dies nun einmal nicht angeht, ist deshalb die Freude des Wiedersehens guter Freunde nicht unter die schönsten des Menschen zu rechnen? Ist sie vielleicht größer, je länger man den guten Freund nicht sah?

Aber wenn wir die Stärke eines Löwen hätten, das müßte doch gewiß sehr gut seyn, Wilhelm?

Wenn man nicht nöthig hätte, die schweren Steine zu einem Hausbau so mühsam herbey zu führen, sondern sie ganz leicht und ohne Mühe herzuschaffen könnte, wäre das nicht vortrefflich, Friederike?

Wenn

Wenn aber ein Mensch den andern in der Hitze oder im Zorn schlüge, wie es doch wohl zuweilen geschieht, wie würde es wohl mit dem Menschen aussehen, wenn er diese Schläge mit Löwenkraft erhalten hätte?

Ist also die Kraft, die er hat, vielleicht besser für ihn?

Wenn wir einen großen, wohlgewachsenen Menschen sehen, so freuen wir uns über sein Ansehn, und je größer er ist, desto mehr zieht er unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sollte es nun nicht vortheilhaft seyn, wenn die Menschen die Größe eines Elephanten hätten, der nicht in unserm Zimmer hier stehen kann?

Würde man nicht mit den langen Füßen, die wir dann wahrscheinlich auch haben müßten, sehr schnell fortkommen?

Aber wieviel Speisen müßten am Mittage auf dem Tische stehen, um den großen Magen anzufüllen?

Giebt es nun nicht viele Menschen, die nur eben so viel haben, daß sie sich sättigen können?

Wie würden diese es dann machen?

Woher würde der Arme die Bedeckung zu einem so ungeheuren Körper hernehmen?

Und wenn der Mensch viel kleiner wäre, als er ist, etwa so groß wie du Otto, würde das wieder nicht gut seyn?

Könnte er alsdann das muthige Pferd bändigen?

Oft wird der Mensch auch unvermuthet von einem Wolfe, einem bösen Hunde oder von andern Thieren angefallen, ohne daß er ein Werkzeug zu seiner Vertheidigung bey sich führt: wäre es da nicht sehr gut, wenn ihm Hörner zu seiner Vertheidigung am Kopfe gewachsen wären? Der Vorsichtige wird immer wissen, wo er Gefahren ausgesetzt ist, und sich deshalb auch stets mit Vertheidigungsmitteln versehen. Der Unvorsichtige und Leichtsinnige würde dennoch tausend andern Gefahren ausgesetzt seyn, wenn ihm auch die stärksten Hörner gewachsen wären. Wir mögen demnach dem Menschen eine Bildung geben, wie wir wollen; wir mögen ihn größer seyn lassen, oder kleiner, stärker oder schwächer, ihn beflügeln oder andere scheinbare Vollkommenheiten wünschen, immer werden wir wieder darauf zurückkommen, daß er, so wie er ist, am besten gebildet sey. Betrachten wir nun einen Augenblick seine ganze äußere Gestalt, wodurch er sich von allen andern Geschöpfen so auffallend unterscheidet, seine aufrechte Stellung, wie bald kündigt er sich dadurch als den Ersten der Erde, als den Herrn über seine Mitgeschöpfe an?

Scheint es dir auch gut, Otto, daß der Mensch eine aufrechte Stellung hat, oder würde es besser aussehen, wenn er auf vier Füßen wie das Thier gienge?

Ob er auch Vortheile von dieser Stellung hat?

Nennt mir jeder einen Vortheil, der euch von dieser Stellung herzukommen scheint?

Würde der Mensch über alles so hinwegsehen können, wenn er nicht aufrecht gienge?

Ist es gut, daß er über die meisten Thiere, Kräuter und niedrige Gesträuche hinwegsehen kann? Warum?

Würden wir nicht oft einem größeren Thiere unter die Füße gerathen, wenn wir auf den Händen zugleich mitgiengen?

Können wir uns, so wie wir jetzt gebauet sind, leicht und schnell drehen und wenden?

Wenn es einer von euch versucht hat, auf den Händen zu kriechen, konnte er sich auch so leicht bewegen?

Wilhelm. O! das haben wir schon sehr oft probiert, aber es geht sehr langsam.

Vater. Welche Waffen erhielt der Mensch allein zu seiner Vertheidigung?

Kannst du deine Hände auch so gut gebrauchen, wenn du kriechst, als wenn du stehst, Wilhelm?

Sieh! wie leicht ich meinen Arm um meinen ganzen Körper schwinge, und wenn ich ihn mit einem Stab verlängere, kann ich mich nicht von allen Seiten schützen, ohne mich kaum zu drehen?

Kann ein Thier auch so stehen bleiben, wie der Mensch, wenn es von einem andern angefallen wird?

Dreht und wendet es sich nicht von allen Seiten, Bertha?

Können mehr Menschen bey einander seyn, wenn sie stehen, oder wenn sie auf den Händen zugleich ruhen?

Ist es aber nicht gut für den Umgang, daß viele in einem Zimmer bey einander seyn können, Friederike?

Als wir neulich Soldaten marschieren sahen, da wundertet ihr euch, wie so viele Menschen so wenig Raum einnehmen, und doch in solcher Ordnung bey einander giengen. Würde dies auch geschehen können, wenn die Menschen nicht aufrecht giengen?

Ob dieses enge Beysammenseyn aber von einem Nutzen seyn mag?

Wenn ich einen Menschen von meiner Größe in Holz ausarbeiten ließe, würde dieser wohl allein auf seinen Füßen stehen können, Wilhelm?

Aber wie geht es denn zu, daß ich stehen kann?

Euch ist es vielleicht noch nicht eingefallen, darüber nachzudenken. Aber findet ihr nicht etwas Merkwürdiges darin, daß die ganze Größe des Menschen auf so kleinen Stützen als die Füße sind, stehen kann?

Würde man auch die Stimme des Menschen so weit hören können, wenn er nicht aufrecht gienge, Friederike?

Ob es aber wohl gut ist, daß man sie so weit hört?

Welche Vortheile haben wir dadurch, Bertha?

Macht euch der Auf- und Untergang der Sonne, das Funkeln der Sterne, die mahlerischen Gegenden Vergnügen?

Würde dieses Vergnügen auch eben so gut Statt haben, wenn wir wie die Thiere gehen müßten?

Wenn ihr die kleinen Kinder betrachtet, wodurch erhalten sie wohl zuerst Begriffe von einer Sache?

 Sache?

Sache? z. B. wenn sie ein Licht sehen, was thun sie dann gewöhnlich?

Würden wir dies Gefühl in unsern Händen behalten, wenn wir sie zum Gehen mit gebrauchten?

Und nun seht um euch und betrachtet die unendliche Menge von Dingen, die durch die menschliche Hand entstanden sind! Bewundert ihr nicht die künstliche Bauart derselben? Ein großer Gelehrter in der alten Zeit nannte sie das Werkzeug aller Werkzeuge. Was wollte er damit sagen, Otto?

Ballet der Mensch seine Hand zusammen, so schlägt er damit, wie mit einem Hammer. Will er die Fläche der Hand in eine runde Hölung verwandeln, so kann er darin allerley flüßige Materien, als in einer Schaale fassen. Beugt er die Finger, oder schließt sie in einander, so macht er Haken, Klammern und Zangen daraus. Wie künstlich sind seine Arme gebauet? Welche Stärke liegt darin ob sie gleich aus vielen zarten Theilen bestehen! Mit Beyhülfe der Maschinen und Werkzeuge, kann er seine Kraft hundertmal, ja wohl noch öfter vervielfältigen. Er wälzt die größten Steine von sich weg, fällt die dicksten Eichen, zerschmettert die Felsen, durchgräbt die Berge, hält die Ströme in ihrem Lauf auf, und bezwingt die Härte des Steins und des Eisens. Seine Finger

sind

sind zu tausend nützlichen Beschäftigungen brauchbar, und gleich geschickt, auf dem Klaviere und der Flöte die schönsten Töne hervorzubringen, als die feinen Faden zu ziehen, in welche sich der Reiche und der Arme kleidet. Was sind das für Faden, Otto? Sie entwerfen die Zeilen, welche den Willen des Europäers dem Bewohner von Afrika und Amerika bekannt machen, und bringen dadurch Unternehmungen zu Stande, an denen die Einwohner der beyden Enden der Erde Antheil nehmen."

Fünf und zwanzigste Unterhaltung.

Fortsetzung. Der Mensch bringt, was er will und was ihm nutzen kann, zu Stande.

Vater.

Ich habe euch schon, meine Kinder, an dem Beyspiele des Huhns gezeigt, daß es unglücklich seyn würde, wenn es eine Neigung hätte, die es nicht befriedigen könnte. Ihr könnt dies daran sehen, wenn dem Huhn die Eyer von einer Ente zum Ausbrüten untergelegt sind, diese kleinen Enten dann auskriechen und sogleich durch ihre Natur angetrieben werden, ins Wasser zu laufen, wie übel sich die Mutter dann gebärdet. Dies ist aber auch nicht der Gang der Natur. Sie bringt dergleichen nicht hervor, sondern alles ist auf Glück von ihr berechnet, sie ist die beste Mutter ihrer Kinder.

Wenn nun der Mensch auch viele Neigungen hätte, und sein Körper versagte ihm zu ihrer Befriedigung die Dienste, würde er sich nicht auch unglücklich fühlen? Wenn er nur das will, wovon er einen wahren Nutzen einsieht, so kann er alles das zu Stande bringen.

Wir haben mit einander schon manche Kunstwerke von Thieren betrachtet, und wir sind darüber in Erstaunen gesetzt. Wie künstlich bereiten die Bienen ihre Zellen, der Fuchs sein Lager, der Biber seinen Bau, der Dachs seine Höhle, die Vögel ihre verschiedenen Nester! Wenn wir sehen, wie geschickt der Elephant seinen Rüssel zu gebrauchen weiß, und so beynahe an jedem Thiere eine eigene Geschicklichkeit wahrnehmen, die es mit seinem Körper ausüben kann, und wozu ihm dieser den Dienst nicht versagt: so verrichten sie jedoch alle diese Dinge nur mit den Werkzeugen, die ihnen die Natur dazu gegeben hat, so wie wir alles mit und durch unsere Hände.

Wird aber wohl ein Biber die Höle eines Dachses zu erbauen im Stande seyn, Bertha?

Oder der Dachs den Bau eines Bibers, Wilhelm?

Wird die Schwalbe ein solches Nest je machen, als die Nachtigall, Friederike?

Und die Nachtigall eins wie die Schwalbe, Otto?

Wird der Elephant, so geschickt und stark er zugleich ist, einen Baum mit seinen Wurzeln aus der Erde zu reißen, und dann wieder den Pfropfen von einer Weinbouteille abzuziehen, je die einfache

Arbeit,

Arbeit, wie es uns scheint, einen Pflug zu regieren und zu lenken, verrichten können?

Man hat die Erzählung von einem Affen, der einen Schuster Leder zuschneiden sieht, um ein Paar Schuhe daraus zu machen, und als dieser weggeht, nimmt er auch ein großes Stück Leder und schneidet nach seiner Meinung wie der Schuster. Glaubt ihr, er wird es glücklich getroffen haben, so daß sein zugeschnittenes Leder auch zu einem Paar Schuhe ist tauglich gewesen? So, meine Kinder, finden wir also, daß die Geschicklichkeit der Thiere bald ihre Grenzen hat. Wir bewundern nur deshalb ihre Kunstwerke, weil wir uns allein für Künstler halten und den Thieren nichts zutrauen. Ich werde euch noch Gelegenheit haben zu zeigen, daß der Mensch zuerst von den Thieren lernen mußte. Aber wenn wir nun fragen: da der Biber einen so künstlichen Bau macht, warum kann er nicht auch andere Kunstwerke verfertigen, was glaubst du darauf antworten zu können, Friederike?

Wenn der Elephant Bäume auszureißen im Stande ist, warum bauet er sich nicht Häuser, wie der Mensch?

Wenn die Schwalbe ein so künstliches Nest bereitet, weshalb bauen nicht mehrere zusammen etwa eine größere Wohnung, worin sie gesellschaftlich miteinander leben könnten?

Wie

Wie weit sollten demnach wohl die Geschicklichkeiten der Thiere gehen, Bertha? — Nur so weit, als ihre Erhaltung es forderte. Hat der Fuchs seinen Bau bereitet, so ist er auf weiter nichts bedacht, als seine Nahrung zu suchen. So ist es auch mit allen Vögeln und den übrigen Thieren. Sie haben alle eine bestimmte Fertigkeit von der Natur erhalten. Keiner macht das was der andere thut. Alle können im Grunde nicht mehr, als sich Nahrung und Unterhalt dadurch verschaffen.

Ist aber die Hand des Menschen auch nur zu einer Kunst allein etwa brauchbar?

Bauet er sich etwa nur eine Hütte mit ihr und sammelt sich Kräuter zu seiner Erhaltung, oder thut er noch mehr damit, Wilhelm?

Welche andere Dinge kann er denn noch verfertigen?

Nennet mir jeder ein wichtiges Kunstwerk, das durch die Hand des Menschen entstanden ist?

Sollte er nicht auch im Stande seyn, die Kunstwerke der Thiere nachzumachen, wenn er sie zu erlernen bemüht seyn wollte, Friederike?

Woher glaubst du das?

Aber den Bau des Bibers wird er doch wohl vergebens nachmachen, Otto?

Wenn

Wenn der Mensch aber keine Hände hätte, würde er dann auch so schöne Kunstwerke verfertigen können?

Warum nicht, Wilhelm?

Aber wenn die Hand eine andere Gestalt hätte, das würde doch nicht hindern? z. B. wenn keine Finger daran befindlich wären, Otto?

Sind also die Finger sehr nothwendig für die Hand, Wilhelm?

Aber wäre es nicht besser, wenn etwa noch einmal soviel an jeder Hand wären, Friederike?

Wieviel würden das zusammen seyn, Otto?

Nein, meine Kinder, das wäre überflüßig. Es giebt einige Menschen, die sechs Finger bisweilen an einer Hand haben, sie können deshalb doch nicht mehr thun, ja vielleicht noch weniger. Oder glaubtest du, Wilhelm, daß mit der Anzahl der Finger auch die Geschicklichkeit wüchse?

Aber müssen wir nicht den Menschen für wirklich unglücklich halten, dem an beyden Händen die Finger fehlen?

Denkt euch diese wenigen Glieder weg von dem Körper des Menschen, und er steht da, und muß auf die Hülfe anderer guter Menschen warten. Sind diese unbarmherzig und dienen ihm nicht, so ist er unglücklich.

Wie

Wie können dem Menschen beyde Füße und einen ganzen Arm nehmen, und er kann sich ernähren, wenn er nur die Finger einer Hand behält, womit er spinnen, schreiben, zeichnen und mehreres verrichten kann. Es kommt zuweilen ein verabschiedeter Soldat zu uns, dem in einem Kriege alle Finger verloren giengen, werdet ihr mit dem künftig noch mehr Mitleiden haben, als ihr bis jetzt auch schon zeigtet? Und wenn ihr euch mit diesem Manne dann vergleichet, werdet ihr euch nicht sehr glücklich fühlen. O so manche Menschen vergessen, was sie an ihrem gesundgebauten Körper für eine große Wohlthat haben!

Ist der Fuß eben so gestaltet als die Hand, Bertha?

Worin sind sie unterschieden, Wilhelm?

Worin sind sie sich ähnlich, Friederike?

Wenn sie nicht einerley gestaltet sind, können sie dann einerley Bestimmung haben, Otto?

Wozu wurde der Fuß bestimmt, Bertha?

Wozu die Hand, Wilhelm?

Würde der Fuß das je verrichten können, was die Hand verrichtet, Friederike?

Es giebt einige unglückliche Menschen, denen von Natur die Hände fehlen. Diese suchen dann einige Fertigkeiten mit den Füßen zu erlangen.

Ich

Ich habe ein Mädchen auf diese Art, Federn schneiden, nähen und stricken gesehen. Es ist immer zu bewundern, daß dieses möglich ist, aber ernähren konnten solche Menschen sich doch nicht selbst, sondern ließen sich wegen der Seltenheit andern Menschen zeigen, um durch ihre Unterstützung erhalten zu werden. Indessen ist es immer nothwendig, daß man seine Füße vor allem Schaden zu bewahren sucht, wie ich auch bey euch dafür besorgt bin, weil man nicht wissen kann, durch welchen Zufall man einmal seiner Hände kann verlustig werden, und wenn dann die Füße nicht gesund sind, so kann man sich ihrer zu nichts weiter als zum Gehen bedienen. Ich hatte in meiner Kindheit das Unglück, meinen rechten Arm zu zerbrechen, so daß ich ihn, solange er noch nicht völlig geheilt war, zu nichts brauchen konnte. Da dachte ich, wenn du nun so unglücklich gewesen wärest, beyde Arme gänzlich zu verlieren, was würdest du denn angefangen haben? Ich versuchte mit dem rechten Fuße darauf die Feder zu führen und zu schreiben. Es hielt allerdings sehr schwer; aber endlich nach mehreren Versuchen brachte ich es doch dahin, daß ich einen kleinen Brief ganz leserlich an meinen Vater zu Stande brachte, worin ich es von Herzen bedauerte, daß ich ihm in dieser Zeit so viele Sorgen und Kummer verursachte, ihn bat, mir zu verzeihen und mich fernerhin nur so zu lieben, wie ich immer von ihm geliebt wäre, und ihm versprach,

daß

daß ich meine Schmerzen gern standhaft ertragen würde, die ich mir durch meinen Leichtsinn und durch meine Unvorsichtigkeit selbst zugezogen hätte. Ich überreichte darauf meinem Vater diesen Brief, und was glaubt ihr, wie dieser sich freuen mußte, da er nicht nur einsah, wie gut ich in meinem Unglücke zu denken und darüber zu urtheilen wußte, sondern sich noch mehr darüber verwunderte, daß mein Fuß diese Zeilen entworfen hatte? Freylich hatte ich sehr lange über diesen Brief zugebracht, und würde es wahrscheinlich nie zu der Fertigkeit haben bringen können, so schnell zu schreiben, als ich es jetzt mit meiner Hand kann. Indessen war es doch immer besser, wie gar nichts können. Eure Strümpfe, womit eure Füße bedeckt sind, werden so gemacht, daß sie nie zu groß und auch nicht zu klein sind, daß sie deshalb genau an den Fuß schließen und keine Falten legen, wodurch mancher Nachtheil entsteht. Und so wie jede Hand ihren eigenen Handschuh fordert, so ist es auch mit den Füßen. Eure Schuhe sind von der Art, daß ihr, wie ihr wißt, nur immer denselben auf einen Fuß zieht. Viele Menschen wechseln täglich die Schuhe, aber dadurch leiden die Füße sehr, und werden gedrückt.

Sechs und zwanzigste Unterhaltung.

Fortsetzung. Weitere Bemerkungen über den äußeren Körper des Menschen.

Herr W. hatte mit seinen Kindern, wie er täglich zu thun pflegte, auch an dem gestrigen Tage einen Spaziergang gemacht. Sie hatten etwas weit sich diesmal entfernt, und wurden, ehe sie es deutlich erkennen konnten, unter einem Baume, der noch fern war, etwas ansichtig, worüber ein kleiner Wortwechsel entstand, was es eigentlich seyn könnte. Der eine meinte, es wäre ein Thier, ein anderer ein Mensch, ein dritter, ein Haufe. Endlich kam man näher heran und siehe! es war wirklich ein Mensch, der zusammengekrümmt auf der Erde lag, mit einigen Lumpen bedeckt, beynahe ganz unbekleidet, und schlief. Es ist ein armer und wahrscheinlich unglücklicher Mensch, sagte der Vater, der nicht so froh die Natur genießen und ihre Reize bewundern kann, als wir. Die Kinder betrachteten ihn aufmerksam und voll Mitleid.

Der Arme erwachte von dem Gerede, sah die Umstehenden mit trüben, matten Augen an, sein Gesicht verkündigte viel erlittene Leiden. Herr W. redete den Elenden an, aber er antwortete nicht, sondern gab durch Zeichen zu verstehen, daß er die Sprache nicht verstand. Herr W. sprach darauf französisch zu ihm und sogleich antwortete er, erzählte, daß er ein Vertriebener aus Frankreich sey, und ehemals wohl nicht geglaubt hätte, daß es ihm einmal so gehen könnte, und auf diese Weise von dem Mitleid anderer gutgesinnter Menschen leben sollte. Herr W. wurde gerührt durch seine Erzählung, denn sie schien ihm treu und wahr zu seyn. Er hatte zu viel Erfahrung, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß das Auge des Menschen den sehr bald verräth, der mit Lügen und Unwahrheiten andere hintergehen und täuschen will. Deshalb beschenkte er ihn, so gut er konnte, und ein jedes von den Kindern griff in seine Tasche, und gab von seiner kleinen Habe. Der Unglückliche dankte mit Thränen in den Augen, und die Familie nahm wieder ihren Rückweg zur Wohnung. Bertha sagte: ach! wie wird es nur dem armen Menschen im Winter gehen, wenn er keine andere Bedeckung erhält! Wenn doch die Menschen von Natur mit irgend einer Kleidung versehen wären, wie die Thiere, die von der Kälte nicht soviel leiden, das müßte doch vortrefflich seyn! Der Vater versprach in der nächsten Unterhaltung

N 2 dar-

darüber zu reden. Ehe sie aber noch zur Wohnung kamen, begegnete ihnen ein Knabe.

Ach! wie vergnügt sieht der aus! rief Otto. Ich werde ihn doch einmal fragen, warum er so vergnügt ist? Er ging zu ihm, und erfuhr, daß er wegen seines Fleißes von dem Herrn Pastor mit einem schönen Buche beschenkt worden sey. Man freute sich allgemein mit ihm, sprach noch manches über den Nutzen des Fleißes und lobte den Knaben.

An dem heutigen Morgen hielt Herr W. sein Versprechen, was er gestern gethan hatte. Du meintest, Bertha, fing er an, es wäre gut für den Menschen, wenn er wie die Thiere mit einer natürlichen Bedeckung bekleidet wäre. Du erhieltest den Gedanken, indem du über den armen Menschen nachdachtest; bey einem Reichen, Schöngekleideten würde dir dies wahrscheinlich nicht eingefallen seyn, und du hättest vielleicht alsdann das Gegentheil geäußert. Indeß ist dieser Gedanke dennoch wichtig genug, um etwas länger dabey zu verweilen.

Es scheint in der That auf den ersten Anblick ein Mangel zu seyn, daß der Mensch unbekleidet geboren wird, und weder Kälte noch Hitze bey seiner Geburt vertragen kann, da wir an dem Bären, Schaafe, Fuchse und mehreren Thieren

so herrliche Pelze gewahr werden. Aber es scheint auch nur so, meine lieben Kinder.

Wenn ich den Armen auch bekleidet hätte, wäre er dann glücklich gewesen? oder fehlte ihm vielleicht mehr als die Kleidung?

Sah er nicht krank und bekümmert aus, Wilhelm?

Woraus konntet ihr das sehen?

Gabt ihr ihm etwa blos seiner schlechten Kleidung wegen jeder etwas, oder weil euch sein trübes, krankes Auge, seine sorgenvolle Miene rührte?

Ich setze nun den Fall, die Natur hätte uns mit einem so dicken Pelze beschenkt wie den Bären, so würde dieser Arme zwar unbesorgt für den Winter seyn, woher er sich gegen die Kälte schützen würde, aber hättet ihr durch sein Angesicht auch dann gerührt werden können?

Würde sein Auge durch ein mit Haaren bewachsenes Gesicht auch so mitleidswürdig geschienen haben?

Ist aber wohl irgend ein Thier, auf dessen Gesicht man die Empfindungen so ausgedrückt sieht, als auf dem glatten menschlichen, Bertha?

Uud woher wußtest du, Otto, daß jener Knabe, der uns nachher begegnete, vergnügt war?

Otto. Ich sah es ihm ja gleich an. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen vergnügteren Knaben gesehen. Sieht man es einem Thiere auch auf dem Gesichte so an, wenn es vergnügt ist?

Ist es gut, wenn man einem zornigen Menschen ausweicht, oder nicht, Friederike?

Woran erkennt man aber bald, daß einer zornig ist, Wilhelm?

Scheint es euch nun noch ein Nachtheil, daß der Mensch allein, von allen Geschöpfen, ohne natürliche Bedeckung geblieben ist?

Oder würden wir wohl gar einen Vorzug darin finden?

Der Vater holte jetzt das Bild eines Orang-Outang. Seht, Kinder, sagte er, dieses Gesicht des Affen hat doch viel Aehnlichkeit mit einem menschlichen. Sein Gesicht ist nun mit Haaren bewachsen, aber verliert es nicht dadurch viel gegen das menschliche?

Und nun denkt zurück, wie froh und lustig wir schon in der Gesellschaft vergnügter Menschen gewesen sind! Fandet ihr nicht in dem Lachen, in den freudigen Mienen, in den heiteren Augen der übrigen auch selbst ein Vergnügen?

Ist es euch wohl gleich, wie eure Gespielen oder ihr selbst unter einander aussehet, traurig oder froh?

Würdet ihr aber diese Freude haben können, wenn euer Angesicht nicht glatt von Natur wäre?

Das kleinste Kind, das noch nicht sprechen kann, spricht dennoch ganz vernehmlich schon durch seine Mienen. Wenn es nicht lächelt, sondern traurig scheinet, so suchen wir die Ursache zu erfahren, und finden dann oft, daß es krank ist. Und nun will ich euch nur ein wenig aufmerksam darauf machen, wie sehr der Mensch durch den Mangel an natürlicher Bedeckung sogleich zur Thätigkeit aufgefordert wird. Wie viel Menschenhände arbeiten nicht, um uns die Leinewand zu verschaffen, worin wir uns alle kleiden?

Wer kann mir sagen, wie sie bereitet wird?

Ein jeder von euch nenne etwas!

Dies ist nur ein Stück von den vielen, die der Mensch noch zu seiner Bedeckung gebraucht, wovon wir weitläuftiger einmal reden werden. Aber denkt euch nun die vielen tausend Hände beschäftigt, die für die Bedeckung des Menschen arbeiten! Was sollten die alle anfangen, wenn diese nicht nöthig wären?

Sieben und zwanzigste Unterhaltung.

Fortsetzung. Stärke und Dauerhaftigkeit des menschlichen Körpers, wodurch er fähig wird unter allen Himmelsstrichen zu leben.

Erinnert ihr euch noch, meine lieben Kinder, des vergangenen Sommers? Es war eine außerordentliche Hitze einige Wochen hindurch, und wie ging es da manchen Pflanzen auf dem Felde? — Es verbrannte vieles Getraide, und mancher erndtete kaum soviel ein, als er ausgesäet hatte.

Waret ihr auch zu jener Zeit so krank, wie die Pflanzen?

Konntet ihr nicht spielen, essen und trinken?

Und wie ging es in diesem Winter unserm schönen Weinstock, und allen unsern Nußbäumen?

Otto. Es ist wirklich recht sehr Schade um den Weinstock, daß er erfrieren mußte. Er machte so herrliche Schatten, oben in unserer Stube, wenn die Sonne so heftig brannte.

Vater. Verdorrten alle Pflanzen, alle Bäume durch die Hitze, oder schadete sie vielen nicht?

Er=

Erfroren alle Bäume, Wilhelm, oder nur einige?

Können also einige mehr Hitze und Kälte vertragen, als andere, Bertha?

Giebt es Länder auf der Erde, wo es noch viel heißer ist, als bey uns, Friederike?

Und Länder auch, wo es weit kälter ist, Wilhelm?

Nennet mir jeder ein Land, wo es heißer ist!

Und wißt ihr auch jeder ein Land zu nennen, wo es sehr kalt ist?

Glaubt ihr, daß die Pflanzen, die in den heißen Ländern wachsen, auch in den kalten fortkommen würden?

Und umgekehrt, daß die Pflanzen, die in den kalten Gegenden wachsen, in den heißen nicht umkämen?

Leben auf der ganzen Erde Elephanten?

Giebt es auch bey uns welche, Otto?

Warum mögen denn hier keine seyn, Friederike?

In welchen Ländern leben sie nur, Bertha?

Aber die Bären und Wölfe sind doch auf dem ganzen Erdboden verbreitet, Wilhelm?

Wo leben diese nur, Friederike?

Der heiße Erdstrich hat also seine eigenen Pflanzen und Thiere, der kalte auch.

Der Mensch lebt ja wohl nur in den Ländern, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, Otto?

Giebt es auch in den heißen Ländern Menschen?

Aber in den kalten, Friederike?

Ich sollte glauben, das müßten ganz andere Menschen seyn als wir, die in den kalten und heißen Gegenden leben können, sie haben wohl nicht die geringste Aehnlichkeit mit uns, Wilhelm?

Ob sie auch einen Begriff von Recht und Unrecht, von Schönheit und Häßlichkeit haben, Otto?

Aber der Mensch, der eine sehr große Hitze zu ertragen gewohnt ist, kann doch wohl unmöglich eine große Kälte ertragen lernen?

Sollte ein Mensch aus den heißen Ländern, auch in einem kalten fortleben, Bertha?

Und auch einer aus einem kalten in einem heißem?

Ich habe euch schon dann und wann von einigen Männern erzählt, die die ganze Erde umschifften. Mußten diese nicht die größte Hitze und Kälte ertragen?

Betrachtet den Menschen nur auch von dieser Seite, wie schön ist sein Körper eingerichtet!

Kein

Kein Thier kommt ihm auch in diesem Falle gleich. Keins folgt ihm durch alle Theile der Erde nach, so sehr manche ihn an Stärke übertreffen. Der Hund allein ist beynahe auf dem ganzen Erdboden, wie der Mensch verbreitet, aber er verändert sich z. B. in den heißen Gegenden so, daß er dort gar nicht bellt, sondern nur ein dumpfes Muchsen von sich giebt. Aus wie vielen feinen Gefäßen und Theilen ist nicht der menschliche Körper zusammengesetzt, die ihr theils mit bloßen Augen wahrnehmen könnet, von den feinsten aber bis jetzt noch keinen Begriff habt, womit ich euch, wenn ihr verständiger seyd, bekannt machen werde. Und doch erträgt er die strengste Kälte trotz dem Bären und dem Fuchse in den kalten, und trotz dem Elephanten, Löwen und Tiger in den heißen Gegenden. Denkt euch den ungeheuren Knochenbau des Elephanten gegen den zarten menschlichen Körper, und dennoch erhebt er ein fürchterliches Geschrey, wenn er aus seinem Lande fortgeführt, in anderen etwas Kälte ertragen soll. Sehen wir da nicht wieder den Menschen als den einzigen Herrn der Erde, der seinen Wohnsitz aufschlagen kann, wo es ihm nur beliebt?

Doch um uns noch ein Weilchen hierüber mit einander zu unterhalten, will ich euch einige Beyspiele anführen, woraus ihr sehen werdet, was der Mensch alles zu ertragen im Stande ist.

Im Jahre 1735 im Januar, erzählt uns ein Mann, *) der viele Länder durchreiset ist, erlebte er hier oben in Sibirien (in Jeniseisk) eine so große Kälte, daß die meisten Vögel todt aus der Luft niederfielen, die größtentheils mehr Kälte sonst ertragen als die Menschen, und alles was nur in der Luft gefrieren konnte, in Eis verwandelt wurde. Diese Kälte müssen jene Einwohner nun sehr häufig ertragen, und sie werden doch dabey alt. Ein anderer Mann **) erzählt von einer Reise, die er auch in jenen kalten Gegenden machte im Jahre 1738: „das Eis und der Reifefrost erstreckt sich durch den Schornstein bis ans Ofenloch, ohne am Tage vom Feuer aufzuthauen. Ueber dem Schornsteine ist ein Gewölbe von Reiffrost mit kleinen Löchern, wo sich der Rauch durchdrängt. Thüre, Fenster und Wände in der Stube sind vom Froste wie übertüncht, und zwey Unterbetten sind oft an der Bettstelle angefroren. Die Wäsche im Kasten ist gefroren. Vom Athem wird das Oberbette und Kopfkissen ganz steif vom Reiffroste eines Daumens dick. Die Fleischfässer muß man in Stücke hauen, wenn man das Fleisch herausnehmen will und es im Schneewasser aufthauen; und wenn man es über das Feuer setzt, so ist das

äußer-

*) Der ältere Gmelin.

**) Herr P. Egede.

äußerste gar gekocht, ehe sich das innere nur mit Macht zerreißen läßt.“

Wie gefällt euch das, meine Kinder?

Doch nicht allein die Kälte, sondern auch die Hitze erträgt der Mensch in einem eben so hohen Grade. Ich will euch davon auch einige Beyspiele geben.

Es haben mehrere Männer selbst ihr Leben in Gefahr gesetzt, um zu versuchen, wie weit es für den Menschen möglich sey, die Hitze zu überstehen.

„Ein Engländer *) heitzte einmal sein Zimmer, worin er sich befand, so stark, daß das Wachs darin schmolz; Eyer wurden in 10 Minuten von der glühenden Luft hart, ein Stück Rindfleisch kochte in dreyzehn Minuten gar, und als er die Uhr herausziehen wollte, um zu sehen wie lange er diese Hitze ertragen könnte, verbrannte er sich die Finger an der Kette. Er hatte auch mehrere Thiere zu sich hereingenommen, um an ihnen Beobachtungen anzustellen, eine Hündin, einen Kernbeißer, ein Kaninchen und ein Huhn. Aber alle ertrugen die schreckliche Hitze nicht, sondern starben einer nach dem andern.“

Wenn

*) Blagden.

Wenn man es nicht gewohnt ist, so schadet die Kälte nach der Hitze dem Menschen sehr; aber wie auch diese schnelle Abwechselung selbst manchen Menscheñ nicht schädlich wird, sehen wir an dem Grönländer. Wenn er sich durch sehr strenge Arbeiten bis zum Schweiße erhitzt hat, so wälzt er sich zum Abkühlen im Schnee. Indeß will ich euch dies Probestückchen nicht rathen, es möchte euch nicht so gut bekommen, wie ihm. Der Grönländer ist an eine ganz andere Lebensart gewöhnt als wir alle, und wir können uns nur freuen, daß es Menscheu giebt, die selbst auch das, was uns das gefährlichste scheint, zu ertragen vermögen.

Acht und zwanzigste Unterhaltung.

Einige Blicke auf die Verschiedenheit der Menschen in Ansehung der Größe, Gesichtsbildung und Farbe.

Vater.

Haben die Menschen alle einerley Größe, Otto?

Habt ihr auch schon davon gehört, daß es einige Nationen oder Völker giebt, die sehr klein und andere, die sehr groß sind? Ihr wißt Grönland und Lappland zu finden auf dem Globus; Bertha, zeige mir beyde Länder!

Die Einwohner von diesen Ländern, nebst noch einigen, die diese nördlichen Gegenden bewohnen, sind die kleinsten Menschen, die man bis jetzt kennt. Man rechnet ihre Größe auf 4 Fuß, die etwas mehr beträgt als deine, Wilhelm.

Wilhelm. O da wäre ich ja bald ein grönländischer Mann? Ich will euch ein andermal von dem armseligen Leben dieser Menschen etwas mehr erzählen und nur die Frage an euch thun: ob ihr nicht glaubt, daß diese kleinen Menschen in diesen rauhen Himmelsgegenden umkommen müssen?

Wißt

Wißt ihr, wodurch die Wärme im menschlichen Körper entsteht? Richtig! durch den Umlauf des Blutes. Je schneller nun das Blut im Umlauf kömmt, desto wärmer wird der Mensch, wie ihr täglich beym Laufen erfahren könnt.

Kann nun bey einem kleinen oder großen Menschen dieser Umlauf eher Statt haben? — Allerdings, bey einem kleinen.

Ist es nun nicht gut, daß die Menschen dort sehr klein sind, Friederike?

Würden sie sonst nicht weit mehr von der Kälte ertragen müssen, Wilhelm?

Otto zeige mir Amerika auf dem Globus! Hier im südlichen Theile dieses Erdtheils wohnt eine Nation, die Patagonen genannt, die ganz das Gegentheil von jenen Völkern sind. Keiner von ihnen würde in unsere Stube hereinkommen können, ohne sich zu bücken. Diese Menschen sollen von Natur diejenige Größe erreichen, die alle von Natur erreichen sollten. Aber mehrere Ursachen sind Schuld daran, daß ein großer Theil der Menschen so klein bleibt. Ihre Gestalt ist nach den Nachrichten, die man von ihnen hat, auch nicht unangenehm; ihr Gesicht ist rund, ihre Augen lebhaft, ihre Zähne breit und weiß und ihr Haar schwarz und lang. Die Größe aller übrigen Völker auf dem Erdboden, liegt zwischen diesen beyden. Einzelne Menschen machen indeß eine Ausnahme.

Wie

Wie nennt man diejenigen, die das Maaß der gewöhnlichen Größe überschreiten, Bertha? — Riesen.

Und wie heißen die, Friederike, die sich durch ihre Kleinheit sehr auszeichnen? — Zwerge.

Daß es nicht gut wäre, wenn alle Menschen die Größe der Riesen erreichten, das habt ihr schon an den Grönländern gesehen. Aber wenn alle auch Zwerge wären, das könnte man sicher für ein noch größeres Uebel halten. Warum wohl, Otto? Zum Glück aber sind dergleichen kleine Menschen sehr selten. Einige Menschen nennt man auch schön, andere häßlich. Ob es auch ganze schöne und ganze häßliche Völker giebt?

Seht hier den fünften Erdtheil! wie wird er auch sonst noch genannt, Wilhelm? Zu diesem gehören viele Inseln. Unter andern einige, die man Gesellschaftsinseln nennt. Eine von diesen heißt O-Thaheite, und die Einwohner dieser Insel hält man für die schönsten. Die Männer sind alle sehr wohl gebaut, groß und stark. Ihr Haar ist schwarz, fällt in schöne natürliche Locken und glänzt von dem wohlriechend gemachten Kokosöl, womit es bestrichen ist. Auch die Frauenzimmer sind sehr schön, doch nicht so wie die Männer. Sie haben ein großes, heiteres Auge, das viel Fröhliches verkündet, und ihre Mienen sind immer mit einem sanften Lächeln gemischt.

Otto. Bey den Menschen möchte ich seyn! unter denen muß sich's wohl herrlich leben lassen! oder sind sie nicht gut, lieber Vater?

Vater. Sie haben eine große Gastfreundschaft gegen jedermann und würden dich auch gewiß sehr gut aufnehmen. Möchtet ihr aber auch die häßlichen Menschen nicht noch kennen lernen? Am häßlichsten muß wohl der Mensch seyn, je mehr er die menschliche Gestalt verliert, und in eben dem Erdtheile wo wir so eben die schönsten sahen können wir auch zugleich die häßlichsten antreffen, nehmlich diejenigen, die unter allen Menschengattungen den Affen am ähnlichsten sind. Diese befinden sich auf der Insel Mallikolo, und die Einwohner werden Mallikolesen genannt. Ihr Haar ist wollicht und gekräuselt, die Nase und Ohren sind durchbort. In jenen tragen sie Stöckchen, in diesen große Ringe. Ihre Gesichtszüge sind grob, die Backenknochen sehr breit, ihre Farbe wie Ofenruß und der Eindruck den sie auf den Fremden machen, sehr unangenehm. Ihre Gliedmaßen sind zwar nicht misgestaltet, aber sehr dünne. Uebrigens sind sie sehr behende, lebhaft und unruhig, lieben auch die Fröhlichkeit, Musik, Gesang und Tänze sehr. Aber ich führe euch einen Augenblick hier ganz unten nach Amerika zu einem Volke, welches man unter allen bekannten Völkern für das dummste und zugleich mit das häßlichste hält, zu den Pesserähs, den Bewohnern

des

des Feuerlandes. Ein sehr berühmter Mann, der die Erde umschiffte und sie besuchte, sagt von ihnen: „Ihre Züge sind sehr grob, das Gesicht breit, mit hoch hervorragenden Backenknochen, flacher Nasen, weiten Naselöchern und weitem Munde. Ihr schwarzes, schlichtgehendes Haar hängt in ekelhafter Verwirrung um den Kopf, ihr Bart ist dünn und kurz abgestutzt. Der Obertheil des Leibes ist stark gebaut, die Brust und Schultern breit, der Bauch aber flach und nicht hervorstehend. Die Füße haben kein Verhältniß zum Oberleibe, die Schenkel sind dünn und hager, die Knie ausgedehnt, die Zehen einwärts gekehrt. Sie gehen fast ganz nackt und tragen blos auf dem Rücken ein Stückchen Seehundfell. Ihre Weiber sind ihnen an Bildung und Farbe ähnlich, nur noch häßlicher. Das Thranöl, womit sie sich beschmiert haben, kündigt durch einen höchst widrigen Geruch, ihre Annäherung schon auf etliche Schritte weit an. Selbst an den heitersten Tagen ihres unfreundlichen Sommers schaudern sie beständig vor Kälte."

Otto, wenn im Sommer in der Hitze die Menschen auf dem Felde viel beschäftigt sind, was werden wir dann für eine Veränderung in ihrem Gesichte gewahr?

Wenn die Hitze nun noch größer bey uns wäre, würden sie dann auch vielleicht noch brauner werden?

Was hat also die Hitze für eine Wirkung auf die Haut des Menschen, Friederike?

Wo mögen nun wohl die Menschen leben, deren Haut in Ansehung der Farbe von der unsrigen sehr verschieden seyn muß? Richtig! wo es am heißesten ist. Afrika ist unter allen Erdtheilen der heißeste, darum sind dessen Bewohner auch alle von der Sonne gezeichnet. Sie werden insgesammt wegen dieser Farbe, Neger genennet. Unter allen Negerstämmen, deren es eine außerordentliche Menge giebt, sind die am schwärzesten, welche hier am Ausgange dieses Flusses wohnen, der Senegall genannt. Ihre Haut ist so schwarz wie Ebenholz, aber dabey sind sie doch nicht häßlich. „Ihr Wuchs ist ungemein schön und schlank, insbesondere beym Frauenzimmer. Ihre Gesichtsbildung ist angenehm, ihr Auge heiter, offen und lebhaft, die Nase länglicht ohne platt zu seyn, welches sonst beynahe bey allen Negern der Fall ist, die Zähne weiß und eben, die Lippen voll ohne ungestalt zu werden, die Haare etwas wollicht. Sie werden Mulufs genannt.

In Asien sind wegen der weniger großen Hitze, gelbe und braune Menschen sehr häufig. Auch Europa hat in seinen wärmsten Ländern z. B. hier in Portugall, Spanien und Italien bräunliche Menschen. Je näher man aber den nördlichen Gegenden kommt, desto weißer werden die Menschen, und die Grönländer, Lappen und mehrere

andere dort im Norden wohnende Völker könnten die weißesten seyn, wenn sie nicht mit Thran ihre Haut beständig einschmierten, wodurch sie sich vor dem Eindruck der großen Kälte sichern.

Wenn ihr nun, meine lieben Kinder einen Haufen von diesen so verschiedenen Menschen an Größe, Gesichtsbildung und Farbe bey einander sähet, einen Grönländer und Patagonen, einen Thaheitier und Pesseräh, einen Wuluf und einen weißen Europäer: würdet ihr dann wohl auf dem ersten Anblick glauben, daß diese alle zu einer Gattung von Geschöpfen, zu den Menschen gehörten?

Neun und zwanzigste Unterhaltung.

Wäre es gut, wenn alle Menschen gleich aussähen?

Meine Kinder, fieng Herr W. seine heutige Unterhaltung an, mir fiel ein, als ich am Morgen im Garten war, und in meiner großen Baumschule die gleichen Bäume betrachtete: ob es nicht sehr gut zur Auszeichnung des Menschengeschlechts wäre, wenn alle eine völlig gleiche Bildung hätten? Was meint ihr dazu? Würde das nicht schön seyn? Ich will euch heute einmal eine kurze Erzählung mittheilen, um euch hierauf aufmerksam zu machen, und dann werde ich eure Meinung darüber hören.

Ich habe einen Mann gekannt der zwey Söhne hatte, die einander so ähnlich waren, daß der Vater selbst sie oft von einander nicht unterscheiden konnte, sondern sie zeichnen mußte, um sie immer genau zu erkennen. Der ältere hieß Franz, der jüngere Gustav. Beyde Knaben waren von einer außerordentlichen angenehmen Bildung, nur daß Franzens Augen von größerer Lebhaftigkeit waren

ren als des Gustavs seine, die eine unbeschreibliche Sanftheit verkündeten. Der gute Vater wandte alles an, um sie auch gleich gesinnt, nehmlich gutdenkend zu machen, und er hätte so gern Franzens Heftigkeit, Eigensinn und Wiedersetzlichkeit durch Gustavs sanftes Weses gemildert. Aber es wollte ihm nicht glücken, weil Franz sich selbst nicht Mühe gab, seine Hitze abzulegen, und man ja keinen Menschen zwingen kann, gut zu werden, wenn er nicht selbst dazu beyträgt. Zwar war er nicht schlecht und zeigte oft ein gutes liebevolles Herz in seinen Handlungen, aber der Vater fürchtete doch für die Zukunft, denn nichts ist gefährlicher in der menschlichen Gesellschaft, als ein aufbrausendes heftiges Wesen, das durch jede Kleinigkeit erregt wird.

Sie wuchsen beyde heran, blieben auch beyde wie sie waren, Franz nie nachgiebig im Streit, Gustav bescheiden und vorsichtig in seinen Worten. Eine nahgelegene Stadt ward ihr künftiger beyderseitiger Aufenthalt. Sie lebten brüderlich mit einander. Gustav sah die Gefahren, in die Franz oft seiner großen Hitze wegen gerieth; er warnte ihn, rieth ihm zur Nachgiebigkeit und Bescheidenheit und gab ihm manche gutgemeinte weise Vorschrift. Franz sah endlich den Schaden wohl ein, den ihm seine Sinnesart zuzog, versprach seinem Bruder sich zu ändern, nahm es sich selbst auch ernst-

ernstlich vor, und kam die Gelegenheit, wo er sich mäßigen sollte, so war er wieder der Alte.

Als eines Abends Gustav seinen Bruder besuchen will, findet er diesen ganz zerstört und unruhig auf seinem Zimmer. Was ist dir widerfahren? Ruft er aus, indem er ihn sieht. Ich Unglücklicher! antwortete Franz, habe mich wieder in der Hitze so vergangen und einen andern, der mir widersprach ins Gesicht geschlagen, daß er für todt niederfiel. Ich Armer! Was soll ich anfangen? Er gieng umher, rang die Hände und entschloß sich, sogleich zu seinem Vater zu reisen, um von dem Hülfe und Rath zu erbitten. Er reisete noch den nehmlichen Abend ab, unterdessen war der Geschlagene besinnungslos fortgeschafft; man zeigte es bey der Obrigkeit an, der Verbrecher wurde gesucht, aber nicht gefunden. Man wird von ohngefähr Gustav ansichtig. Dieser ist der Verbrecher! ruft man aus; er wird vor's Gericht geführt, und ohnerachtet er seine Unschuld versichert, die große Aehnlichkeit mit seinem Bruder erzählt und die Richter zu überzeugen sucht, daß jener nicht so schlecht dächte, der Strafe zu entlaufen, sondern gewiß wiederkommen würde: so wird er dennoch ins Gefängniß gebracht, weil man ihm nicht glauben kann, bis die Sache näher untersucht ist.

Der Kranke erholt sich etwas von seinen Schmerzen, kommt wieder zur Besinnung zurück, Gustav wird zu ihm geführt und er soll aussagen, ob die-

ser der Verbrecher sey? Allerdings, erwiedert der Kranke, das ist er unverkennbar! sein Gesicht, seine Größe, alles an ihm ist mir sehr wohl bekannt. Gustav wird wieder ab ins Gefängniß geführt, er kann jetzt nichts mehr zu seiner Rettung thun, weil man seiner Erzählung nicht glaubt. Er entschließt sich auch bald für seinen Bruder zu leiden, nur wünscht er, daß er vor der Strafe die ihn treffen würde, ihn noch einmal sprechen könnte. Bey sehr schlechter Kost muß er sitzen und sein Schicksal geduldig abwarten, indeß der Kranke nach und nach wieder besser wird, Franz zurückkehrt, und erschrocken über das, was seinem Bruder begegnet ist, auf der Stelle zu den Richtern läuft, sich als den eigentlichen Verbrecher angiebt, seinen Bruder wieder frey macht, diesen tausendmal umarmt für das, was er für ihn unschuldig gelitten, und die Strafe, die seinem Fehler folgte, gern übernahm, die darin bestand, daß er einige Jahre auf die Festung gesetzt wurde.

Was glaubt ihr nun hierzu sagen zu wollen, meine Kinder? Ich habe euch diese kleine Geschichte deshalb mitgetheilt, damit ihr sehen könntet, wie übel es wäre, und welche Unordnungen daraus entstehen würden, wenn die meisten Menschen einerley Gesichtsbildung hätten.

War Gustav der Unschuldige hier nicht in großer Gefahr für Franz den Schuldigen zu leiden, Otto?

Würden dergleichen Vorfälle nicht täglich Statt finden, wenn wir nicht auf eine verschiedene Weise gebildet wären? Da es aber sehr selten ist, daß zwey Menschen so sehr sich gleichen, so können auch dergleichen Irrthümer nur wenig vorfallen. Glichen wir Menschen uns unter einander aber sehr, so würde man mit großer Gefahr reisen. Denn da allenthalben auf der Erde Menschen leben, die sich grober Fehler schuldig machen: so würde man bald hier für einen Dieb, dort für einen Betrüger und so an mehreren Orten für diesen oder jenen schlechten Menschen gehalten werden können, und dessen Strafe am Ende geduldig überstehen müssen. Denkt demnach, daß auch selbst darin eine Ordnung anzutreffen ist, daß der kleine Theil des menschlichen Körpers, der das Gesicht ausmacht, auf so außerordentlich mannigfaltige Art verändert worden ist, und daß unter den vielen Millionen Menschen, die auf der Erde leben, selten einer mit dem andern verwechselt werden kann.

Dreyßigste Unterhaltung.

Wie kann jeder Mensch, wenn er auch von der Natur nicht vortheilhaft gebildet wäre, eine empfehlende Gesichtsbildung erhalten?

Ich möchte nur wissen, sagte Otto zu seinen Geschwistern, ob der Vater die Kupferstiche, die ich ihn aus den Schreibtische habe nehmen sehen, uns zeigen wird? Du bist und bleibst doch immer der Neugierige, erwiederte Wilhelm, und kannst die Zeit nicht erwarten, bis du's erfährst. Sie sprachen noch als der Vater kam und sich mit ihnen zu der Unterhaltung setzte.

Als ich, fieng er an, von der angenehmen Gesichtsbildung der Thaheitier euch erzählte, da war es dein Wunsch, Otto, bey ihnen zu seyn. Ist es denn wirklich angenehm unter Menschen zu seyn, die ein gutes Aussehen haben?

Bey den Mallikolesen und Pesserähs möchtet ihr also wohl alle nicht gern wohnen?

Aber was mag denn der Grund seyn, weshalb man lieber mit wohlgestalteten Menschen umgeht?

Wer weiß mir darauf etwas zu sagen?

Hofft

Hofft man vielleicht, daß sie auch so gut denken werden als sie aussehen?

Aber dies glaubt man, soviel ich weiß, ja auch von dem Menschen, der mit einem schönen Rocke bekleidet ist?

Ist es immer der Fall, Bertha, daß derjenige der gut aussieht, auch gut denkt?

Denkt auch der immer schlecht, der nicht wohl gebildet ist?

Daß man darin sehr behutsam seyn muß, um nicht falsch zu urtheilen, habt ihr schon an meinem Freunde erfahren, der mich ohnlängst besuchte, und von dem ihr, wie ihr euch alle noch erinnern werdet, auch ganz unrichtig urtheiltet: er müsse schlecht denken, weil er übel gebildet wäre. Einem gewissen Zopgous, zu Socrates Zeiten, gieng es eben so wie euch. Er gab sich dafür aus, alle Menschen nach ihrem Aussehn zu beurtheilen, wie sie gesinnt wären. Als er nun den Socrates zum erstenmal sah, der in der That eine nicht vortheilhafte Gesichtsbildung hatte, so meinte er, er müsse sehr wenig Verstand und ein schlechtes Herz haben. Ob dieß wahr gewesen, werdet ihr, denke ich, schon wissen.

Otto. Ei bewahre! auf meinen prächtigen Socrates lasse ich nichts kommen; der hatte gewiß das allerbeste Herz von der Welt.

Vater. Auch dem Aesop, von dem ich euch zuweilen erzählt habe, gieng es so, daß ihn mancher,

cher, der ihn noch nicht gesehen hatte, für einen dummen und schlechten Menschen hielt. Man kann sich demnach sehr darin irren, besonders ihr, die ihr noch wenige Erfahrung habt. Aber daß wir geneigt sind so zu urtheilen, muß allerdings einen vernünftigen Grund haben. Seht diesen Kupferstich! Wie gefällt euch das Aussehn dieses Menschen?

Bertha. Mich dünkt, es liegt auch gar nichts Schönes in dem Gesichte, es sieht nach Trägheit aus.

Vater. Du hast Recht, Bertha, es soll auch einen trägen Menschen vorstellen, der durchaus weder zum denken, noch zum arbeiten Lust hat, sondern eine Stunde nach der andern so gleichsam verträumt und sich um nichts bekümmert. Bemerkt nur, wie wenig Leben in dem Auge ist; wie überhaupt alle Mienen so wenig Nachdenken verrathen. Sollte man nicht oft einen trägen Menschen von einem thätigen und munteren durch sein ganzes äußeres Ansehn unterscheiden können?

Seht hier einen zweyten Kupferstich! Wie gefällt euch der Mann?

Wilhelm. Den, glaub' ich, könnt ich in meinem Leben nicht lieben. Der kann doch unmöglich etwas Gutes vorstellen?

Vater. Es soll ein Geiziger seyn. Betrachtet ihn genau, ob ihr euch einen Geizigen darin denken könnt!

Friederike. Ja wirklich, er sieht gar sehr geizig aus. So möcht' ich nicht aussehen.

Otto. Du bist ja auch nicht geizig, Friederike, du giebst mir immer was du hast, oft wenn ichs nicht einmal haben will.

Vater. Um ein solches Gesicht, wie dieses auch richtig beurtheilen zu können, müßtet ihr einen Geizigen öfters betrachtet haben, deren es aber wenige giebt, und den ihr bis jetzt blos nach der Beschreibung kennt, die ich euch von einem solchen Menschen gemacht habe. Sein stierer, ängstlicher Blick, seine nie heiteren Mienen, die immer zu verlieren scheinen, zeichnen ihn bald unter andern aus. Aber hier noch ein drittes, das wahrscheinlich euren Beyfall erhalten wird.

Otto. Ach nein! der sieht noch häßlicher aus, und so böse, als wenn wir ihn beleidigt hätten.

Vater. Du hast auch nicht Unrecht, es soll ein Zorniger seyn, und einen solchen Menschen unter vielen andern zu kennen, wird euch nicht schwer fallen. Wer nun oft zornig, immer träge ist, nie gern gab, sondern stets nur zu haben wünschte, der bekommt nach und nach solche Mienen, daß man bald ihn erkennen kann, wer er ist. Möchtet ihr nicht einen von diesen Bildern ähnlich sehen? Aber kann man denn dafür, wie man aussieht, schön oder nicht schön?

Hat

Hat ein Kind von Natur wohl ein Gesicht, worin der Zorn, die Trägheit, der Haß, Neid oder der Geiz liegt?

Wie kommt denn aber so etwas hinein?

Kann man also dazu beytragen, daß man nicht ein solches Aussehen erhält?

Auch der übelgebildeste, der z. B. ein von Blattern zerrissenes Gesicht hat, wenn er nur früh sich gewöhnt hat, sanft und liebevoll zu handeln, bringt unvermerkt in seine Mienen und Blicken einen Reiz, der seine Häßlichkeit ganz verbirgt. Aber, wie gesagt, früh muß man anfangen, solange noch die Theile des Gesichts zart und biegsam sind. Socrates gestand selbst von sich, daß er bis in seine späteste Jugend, sehr viele üble Fehler gehabt hätte, die er zwar nach und nach alle besiegte, aber die Züge seines Gesichts, die aus jenen Fehlern einmal entstanden waren, blieben, und deshalb konnte er auch leicht verkannt werden.

Ihr habt, meine lieben Kinder, von Natur alle kein ungestaltetes Ansehen, seyd darauf bedacht dieses euch zu erhalten. Ihr wißt, ich seh' es euch immer an, wenn ihr etwas Unrechtes gethan habt. Euer Auge blickt zur Erde, sieht nicht frey und offen jeden an, eine Aengstlichkeit verräth euch, und euer ganzes Ansehn verliert außerordentlich dabey. Kein Mensch, wenn er auch der schönste wäre, erscheint liebenswürdig, sobald er

Böses

Böses gethan hat. Wer nun sehr oft Unrecht thut, der muß natürlich nach und nach ein abschreckendes Aussehn bekommen, mit dem geht Niemand gern um, keiner hat Zutrauen zu ihm.

Wolltet ihr nun nicht lieber, daß man auf eurem Gesichte sogleich das Wohlwollen, die Liebe, die Gefälligkeit sehen könnte? Könnt ihr auch dazu etwas beytragen? Nun so seyd immer wohlwollend, liebreich und gefällig gegen einander, so wird euch künftig Niemand fliehen; ihr werdet, ehe ihr sprecht und handelt schon geliebt werden; jedermann wird euch gern dienen, denn er wird es euch ansehen, daß auch ihr ihm dienen könnt, und mit Freuden dienen würdet. Versprecht ihr mir das, meine Geliebten?

Die Kinder umarmten den Vater alle, und dieses Versprechen wurde ihnen so leicht, da sie ja nur fortzufahren brauchten, sich so gegen einander zu betragen, als sie es schon immer zu thun gewohnt waren.

Unrecht thut,
schreckendes
mand gern

n auf eu-
die Liebe,
auch da-
r wohl-
der, so
werdet,
werden;
wird es
könnt,
cht ihr

und
e ja
under
ge-

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wisselinck, Friedrich Wilhelm Carl,

Die Morgenstunden eines Vaters mit seinen Kindern Eine Einleitung zum Unterricht in der Religion ...

Bd.: 1

Glogau 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.251
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301433-6